

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.

Redaktion und Expedition: 80. (26), Elisabeth-Ufer 55.

Inserate werden die 4-spaltige Pettizeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.

№ 48.

Sonnabend, den 28. November 1891.

V. Jahrgang.

Politische Notizen. — Aus Frankreich. — Angelegte Eier. — Der Kampf um die Börse.

Politische Notizen.

Das russische Weizenausfuhrverbot ist nunmehr auch erlassen, und der Ring der Maßregeln gegen Deutschland geschlossen.

Welchen Einfluß das Verbot auf den deutschen Konsum von russischem Weizen ausüben dürfte, vermag man aus nachstehenden Zahlen zu erfahren.

Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre wurden jährlich eingeführt 475 906 Tonnen.

Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre 245 789 Tonnen pro Jahr.

Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre 102 904 Tonnen jährlich.

Der verfloßene Kostitz-Ballwitz hatte als Andenken an sich die bekannte Verfügung hinterlassen, daß Abhaltungen von Tellerfammlungen polizeilich genehmigt sein müßten.

Die großen Krachs thun ihre Wirkung; die bürgerlichen Zeitungen sind voll von Busspredigten, und die modernen Klagelieder Jeremia wollen nicht aufhören.

Die größte Arbeit wartet nicht des Staates, sondern der Gesellschaft. Am allerehesten sollen sich die Kreise, welche in ihren Familientraditionen einen festen Halt gewahrt haben, den verführerischen Lockungen der Zeit entziehen.

Nutzen thut natürlich nichts, und amüßert bloß die liberalen Blätter, welche ihre Busspredigten raffinierter einrichten.

Das Widerwärtigste an den Sittenpredigern der Presse ist die Heuchelei, mit der man die Schuld von dem Einen auf den Andern zu werfen sucht.

In den Zeitungen finden sich noch Gerüchte, daß der Kommerzienrath Wolff der Banquier einer fashonablen Spielhöhle gewesen sein soll.

Von der außerordentlichen Leutseligkeit des Kaisers haben die Zeitungen erst unlängst eine Probe berichtet. Der Kaiser war schon frühzeitig zum Alarmiren ausgeritten.

hängen, mit dem sein Adjutant nun „natürlich vergeblich“ hantierte.

Wie ist doch die Zeitung interessant für unser liebes Vaterland!

Zum Buchdruckerstreik giebt ein Aufruf folgende Daten:

Der Kampf um den Reinstundentag ist auf der ganzen Linie entbrannt. Der geeinten Gehilfenschaft steht die durch das gesammte Unternehmertum gestützte Prinzipalität gegenüber.

Die allgemeine Situation ist befriedigend, der Geist der Kollegen ein guter.

In Sachsen wurde bekanntlich das Sozialistengesetz am rücksichtslosesten durchgeführt, und nach seinem Fall ist denn auch hier das Vortreiben am eifrigsten.

Die Entscheidung liegt uns nunmehr vor und sie ist es, die uns zu dem Ausspruch veranlaßt: In Sachsen giebt es nach wie vor einen ausnahmegeseglichen Zustand!

Sehen wir heute ab von der Betrachtung des Urtheils über das Kolportageverbot, so war betreffs des Verbots der Geldsammlungen über zweierlei zu entscheiden.

Wenn das Oberlandesgericht keine Bedenken hat, den verwaltungsrechtlichen Standpunkt in angegebener Weise zu bestimmen, so erlauben wir uns diese Bedenken im höchsten Grade zu hegen.

das Oberlandesgericht einmal sagen, wie weit denn eigentlich das polizeiliche Verwaltungsrecht geht. Aus verkehrspolizeilichen Gründen könnte ja schließlich die Polizei das Verabreichen von Getränken durch die Kellner verbieten oder sie könnte etwa anordnen, daß an jedem Tische bloß vier Personen sitzen dürfen u. s. w. Auf diese und ähnliche Weise wäre es ein leichtes, daß am Ende alle Rechte und etwaigen Freiheitsrechte des Volkes lahm gelegt werden. Wenn also auch das Oberlandesgericht geurteilt hat, daß nach Lage unserer bestehenden Gesetzgebung der Polizei eine derartige Maßnahme zukomme, so scheint uns dies Urteil doch im Widerspruch mit dem Geist des Gesetzes und vor Allem mit dem im Volke lebendigen Rechtsbewußtsein zu stehen.

Wichtiger aber noch als das bisher Ausgeführte erscheint eine Betrachtung über die Ausführungen des Urteils des Oberlandesgerichtes, so weit diese sich auf den vorliegenden Einzelfall, in welchem sein Urteil angerufen wurde, beziehen. Es ist wohl unnötig, auszuführen, daß es ein Sozialdemokrat war, dem die Veranstaltung der Geldsammlung verweigert wurde und der deshalb den Gerichtsweg beschritt. Das Oberlandesgericht äußert hierüber Folgendes:

Die Polizeibehörde ist auch jetzt noch berechtigt, aus eigener Entscheidung Geldsammlungen zu sozialdemokratischen Zwecken zu verhindern, zu dem Ende aber das Erfordernis polizeilicher Genehmigung zur Veranstaltung öffentlicher Geldsammlungen aufzustellen und unter Umständen, welche darauf hinweisen, daß die Sammlung nur zur Förderung sozialdemokratischer Zwecke dienen sollte, die Genehmigung zur Vornahme der Sammlung zu verweigern.

Man trauten wir unseren Augen, als wir diese Wort* zu Gesicht bekamen. Was sagt da der höchste Gerichtshof in Sachsen? Er sagt rundweg, daß die Polizei die Genehmigung zu Geldsammlungen verweigern darf, wenn dieselben zu sozialdemokratischen Zwecken dienen sollen. Man lese nur recht! Das Oberlandesgericht sagt, das Sozialistengesetz ist zwar gefallen, aber ähnliche Ausnahmehandlung, wie jenes Gesetz gegen die Sozialdemokratie vorschrieb, sei auch jetzt noch statthaft! Ja, da steht es klipp und klar geschrieben, daß das Verbot der Geldsammlungen nur gegen die Sozialdemokratie geschaffen worden ist, daß gegen diese Partei Ausnahmeverordnungen erlassen werden dürfen, daß diese Partei also nach wie vor eine Sonderstellung einnimmt und nicht gleichberechtigt ist mit den anderen Parteien!

Damit ist in Sachsen von Neuem ein Ausnahmengesetz geschaffen.

Nun, es bedarf derartiger ausdrücklicher Konstatierungen von Seiten der Behörde selbst ja nicht; daß wir mit oder ohne Ausnahmengesetz unter einem Ausnahmezustand leben, wissen wir ja doch schon so.

— Eine kaum glaubliche Notiz finden wir in der „Freisinn. Ztg.“:

Zur Kartoffelheuerung. Das „Ostpreussische Volksblatt“ meldet aus Narxadowa, daß auf einem großen Gut in der nächsten Umgebung Kartoffelfelder, soweit das Auge reicht, unabgeerntet daliegen, und die Kartoffeln der Vernichtung anheimgefallen sind, weil der Besitzer den zugezogenen Arbeitern, welche nur im Stande waren, trotz der anstrengendsten Thätigkeit 40 Pf. im Tage zu verdienen, die verlangte Zulage von 10 Pf. nicht gewähren wollte.

— Einen interessanten Beitrag zur wirtschaftlichen Lage liefert die **Konkursstatistik**, die der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht. Es heißt da:

Die Zahl der Konkursöffnungen war im Oktober dieses Jahres wieder ungemein hoch. Es wurden im deutschen Reich nicht weniger als 577 Konkurse eröffnet gegen 476 im Oktober 1890, 418 im Oktober 1889, 406 im Oktober 1888 und 366 im Oktoberdurchschnitt der Jahre 1880 bis 1889. Seit Beginn des laufenden Jahres bis Ende Oktober sind im Ganzen 2854 Konkurse eröffnet gegen 4220, 4243, 4039, 3939, 3872, 3593, 3831, 4079, 4143 und 4545 im gleichen Zeitraum der Vorjahre bis 1880 zurück. Man ersieht aus diesen Zahlen, daß das laufende Jahr das bei Weitem ungünstigste war seit Einführung der Reichskonkursordnung. Im Vergleich zum vorigen Jahre, das schon alle früheren Jahre übertraf, sind bisher über 1000 Konkurse mehr eröffnet.

— Ein Gesetzentwurf betreffend eine Abänderung des Art. 31 der Reichsverfassung (Immunität **er Abgeordneter**) ist dem Reichstag zugegangen. Die Immunität während der Vertagungen soll beschränkt werden.

Das Vorgehen der Gerichte gegen sozialdemokratische Abgeordnete während der Vertagung, namentlich im Fall Schmidt, ist also von den verbündeten Regierungen selbst dadurch als ungesetzlich gekennzeichnet. Denn wenn es gesetzlich wäre, wäre der Entwurf nicht nötig.

Die Sache bedeutet eine Einschränkung der Rechte des Reichstags. Trotzdem sind aber die übrigen Parteien, nach den Pressstimmen zu urtheilen, ganz damit einverstanden. Weshalb auch nicht? Es werden ja doch nur Sozialdemokraten davon getroffen!

— **Wie man Monarch werden kann**, lehrt, zur Stärkung des monarchischen Gefühls im Volk, die Geschichte des russischen Schwindlers Savine, von dem die „Voss. Ztg.“ nach dem Standard eine Biographie bringt. Nach verschiedenen früheren Schwindeleien begab sich Herr Savine im Auftrage einer etwas zweifelhaften Finanzfirma nach Bulgarien, wo er, vermuthlich um etwaigen Ehrenbezeugungen zu entgegen, das „Inkognito“ eines Grafen v. Toulouse-Lotrique aus dem Hause Bourbon reiste. Dies geschah in dem Jahre 1887, wo die Bulgaren überall einen neuen Fürsten suchten zum Ersatz für den abhanden gekommenen alten. Da warf man auch ein Auge auf den französischen Grafen, und der Regent, Stambulow, bot ihm den vakanten Thron an. Herr Savine wußte das Vergnügen, von Gottes Gnaden Fürst von Bulgarien zu werden, natürlich zu schätzen, denn auf einem Thron, mochte er denken, hochtapelt es sich besser. Er besprach also die Sache mit Stambulow und nahm die Kandidatur an. In Rußland war große Freude, der Staatsrath feierte den Akt durch ein Bankett, und der zukünftige Landesvater ging nach Konstantinopel, um sich dem Sultan vorzustellen und die definitive Wahl abzuwarten. Leider wurde er zu früh entlarvt, sein früherer Barbier agnoszirte ihn, und bei einer Haussuchung fand man eine Legitimation, die auf den Namen Savine lautete. Die russische Regierung war kurzfristig genug, die Vortheile nicht einzusehen,

welche ein Savine auf dem bulgarischen Thron ihr verschafft hätte, und steckte ihn ohne Erbarmen ein.

Der dicke Milan hat endgültig seinen Herrscherrechten entsagt. Er soll die Absicht haben, nach Südamerika zu gehen. Ob ihn die tugendhaften Damen dort anziehen, oder der Gedanke, bei einer Revolution einmal dort wieder ein Thronchen oder wenigstens einen Präsidentensessel zu finden, weiß man noch nicht.

Solche und ähnliche Geschichten erzählt man sich.

— Ein **großartiger Börsenschwindel** ist in Oesterreich verübt. Der Kaiser von Oesterreich ließ einen polnischen Desegirten in irgend einer Angelegenheit noch spät Abends zu sich kommen; das Haus Rothschild sprengte daraufhin durch das „Wiener Tageblatt“ die Nachricht aus, der Kaiser habe sich sehr alarmirend über die kriegerische Lage ausgesprochen, und in Folge dessen fand ein furchtbarer Kursfall an der Wiener Börse statt. Herr Rothschild kaufte gemächlich ein und gewann bei dieser Gelegenheit 20 Millionen. Nachher wurde ganz ruhig erklärt, daß die ganze Geschichte erlogen gewesen sei. Natürlich große Entrüstung in den Reihen derjenigen, die nichts abgetriegt haben. Die Sache soll sogar „untersucht“ werden.

— **Wie sich Großfürsten amüsiren.** Aus Paris wird der „N. F. Z.“ telegraphirt: Die Großfürsten Alexis und Wladimir unternahmen jüngst eine Forschungstour in die Diebesherbergen am linken Seine Ufer. Um Mitternacht verließen die Großfürsten das „Hotel Continental“ in Begleitung von einigen französischen Kavaliern und von zwei Polizeileuten. Alle Teilnehmer an dieser Expedition waren entsprechend verkleidet. Die Gesellschaft begab sich zuerst in das Lokal „Père Lanette“, woselbst das ärgste Gaunervolk haust. Bei „Père Lanette“ findet man immer die Elite der Eindreher-Gesellschaft. Die Gesangsvorträge besorgt ein verkommenes Genie. Von dort wurden noch einige solche Lokale besucht. Bei Morgengrauen lehrten die Prinzen in ihr Hotel zurück.

Von weiteren Berührungen zwischen den Großfürsten und den Gaunern wird nichts telegraphirt.

Aus Frankreich.

Die Wahl Lafargue's.

C. Z. Der glänzende Wahlsieg, den Genosse Paul Lafargue Sonntag, den 8. November, in Ville mit 1296 Stimmen (6470 gegen 5175 für den Regierungskandidaten Depoffe) davon getragen, ist politisch wie rücksichtlich der sozialistischen Arbeiterbewegung Frankreichs ein höchwichtiges Ereigniß. Um eine richtige Werthschätzung dessen zu haben, wie glänzend thätig die Zahl der abgegebenen Stimmen zu wissen, muß man vielmehr annähernd eine Vorstellung des Hochdrucks haben, mit welchem die Regierung die Wahl Lafargue's zu hintertreiben suchte. Da war kein Mittel zu kleinlich, zu schlecht, zu unwahr, keine Ausgabe zu groß, als daß die offiziellen und offiziellen Wahlmacher davor zurückgeschreckten wären. Das um die Krippe des Republikenfonds geschaarte Presbroskolum der Hauptstadt und Provinz verdrängte seinen lieblichen Gepflogenheiten gemäß die schmutzigste Arbeit. Mit Ausnahme der radikalen Zeitungen, welche eine anständige, der Wahl Lafargue's sympathische Stellung bewahrten, fiel das reaktionäre Zeitungsgeschwätz, von den großen Organen des Opportunismus, wie „Temp“ und „Republique française“, den Mundstücken des Merkantilismus, wie „Univers“, an bis zu dem obersten Winkelweis hinab über den sozialistischen Kandidaten her. Unter den Verleumdungen und Beschimpfungen, welche gegen ihn geschleudert wurden, sind zumal zwei charakteristisch. Durch aus dem Zusammenhang gerissene und groß gefälschte Zitate aus Lafargue's Agitationschriften suchte man den Spieß herumzudrehen, den unermüdlichen, opferfreudigen Vorkämpfer des Proletariats in einen sozialpolitischen Pöbelreißer zu verwandeln, der die Arbeiter und ihre Befreiungen mit Spott und Hohn überschüttet, gemein beleidigt habe, und dem der „Bruder Arbeiter“ dies nun dadurch heimzahlen solle, daß er sich an die Brust des Bruderbezugs Opportunismus werfe. Weiter wurde unter anderem eine chauvinistische Hay in der Regel gegen den vaterlandslosen Vertreter des internationalen Sozialismus zu inszenieren gesucht. Abgesehen davon, daß dieser in Wort und Schrift für den Gedanken der völkervereinigenden Internationalität des Proletariats eingetreten, daß er Hand in Hand mit den deutschen Sozialdemokraten marschirte, hatte er sich gar des Verbrechens schuldig gemacht, der „Schwiegerohn eines Deutschen“ und gar noch welchen Deutschen, des „Deutschen Karl Marx“ zu sein. Ganz besonders sollte auch der in den leitenden Kreisen sonst so ziemlich nachtern aufgeschaltete französisch-russische Verbrüderungstrummel gegen Lafargue ausgebeutet werden. Dieser habe die französisch-russische Allianz als Ungeheuerlichkeit bekämpft, mehrmals den Herrgott, den Zar in Person beschimpft u. s. w. Doch der Champagnertrausch von Kronstadt erwies sich als verlogen oder wenigstens als ungeeignet, die Köpfe der wählenden Klasse zu benebeln. Die chauvinistische Hay hatte nur die Folge, daß am Abend des Wahltages*) ein Trupp verdammungswürdiger Studenten mit dem Ruf „Nieder mit dem Preußen!“ gegen den sich stürmisch äußernden Siegesjubel der Arbeiterschaft von Ville zu manifestiren suchte, aber kleinlaut und ohne auf Gegenliebe des Publikums zu stoßen, abziehen mußte.

Die opportunistische Presse bemühte sich auch krampfhaft, Lafargue's Stellung zu der in Frankreich grassirenden Schutzpolitik, der Politik der nur dem Großgrundbesitz, der Industrie profitirenden Vertheuerung der Lebensbedürfnisse als Trupp auszuspielen. Zu einem ungeschickteren Manöver hätte sie rücksichtlich der breiten Wählermasse gar nicht ihre Zukunft nehmen können. Lafargue als Antischutzpöbel verfahren, das ließ ihn gerade den an die Arme tretenden Arbeitern empfehlen. Der Popanz des „den Ruin der nationalen Industrie wollenden Freihändlers Lafargue“ sollte auch weniger die Wählermasse, als die großen Schlotjunten und Kohlenbarone schrecken, diese veranlassen, einen wahren Terror über ihre Arbeiterschaft zu verhängen, sie zu Gunsten des schutzpöllnerischen Ordnungskandidaten zur Wahl zu kommandiren. Noch deutlicher wird den betreffenden Herren der nämliche Wink mit dem Zampfabl in Gestalt der Drohung regierungsfreundlicher Blätter ertheilt, wenn Lafargue gewählt werde, so brauche man

fürderhin in Fällen der Gefährdung berechtigter Interessen — lies Streiks — nicht mehr auf den Schutz, die Unterstützung der staatlichen Gewalten — lies durch die Finte, die schießt und den Säbel, der haut — zählen. Da sich die staatlichen Gewalten bis jetzt bei Konflikten zwischen Arbeiter und Unternehmer-Interessen lediglich als Gendarmen und Hüter der letzteren erwiesen, da es ferner wohl keinem reaktionären Gruben- oder Fabrikbesitzer auch nur im Traume einfiel, für Lafargue zu stimmen, so konnte der Erklärung nur der angegebene Sinn innewohnen. Ueberläufig zu sagen, daß diese Winke verstanden und beherzigt worden sind. Ob die Ausbeuterlippe auf die Prinzipien des Gottesgnadenthums, des plebisitären Imperialismus, der bürgerlichen blauen Republik eingeschworen war oder eine Zeit lang hinter dem schwarzen Paradespferd des Abenteuerers Boulanger hergetrotelt hatte, ob sie das beschrittene oder unbeschrittene Kapital repräsentirte, legte sie sich mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden Macht für Depoffe in's Zeug. Androhung von Entlassung aus Vohn und Brot, Maßregelungen von Arbeitern, die als thätige Elemente der gewerkschaftlichen und politischen Bewegung der Gegend bekannt waren, Versprechungen von Beförderung, Steigerung des Verdienstes u. s. systematische Bearbeitung der Arbeiterfrauen, damit diese ihre Männer zu Gunsten des Regierungskandidaten beeinflussen sollten, nichts blieb unversucht, um den Sieg des Sozialisten zu vereiteln. Und diesen Thatfachen gegenüber lagen die opportunistischen Blätter frech darauf los, Lafargue habe seine Wahl einer boulangistisch-reaktionären Koalition zu danken, und die deutsche bürgerliche Presse beeilte sich, diesen Wohl aufzuwärmen.

Aber die Satten und ihre Schildknappen und Troßbuben hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sie übersehen, daß das Gemisch von Jourmies im Norddepartement, ja fast in ganz Frankreich, wenn auch noch nicht lares, zielbewusstes Klassenbewußtsein, so doch den Klasseninstinkt der arbeitenden Masse kräftig emporgerichtet hat. Und dieser Klasseninstinkt, der sich weder durch schlaue und schmutzige Manöver täuschen, noch durch Gewalt unterdrücken ließ, hat sich in und durch die Wahl Lafargue's mit unüberstehlicher Macht geäußert. Der Wahlkampf bot in der Beziehung eine Fülle interessanter, charakteristischer Einzelheiten. Aus den Reihen der Proletarier floßen die Gaben für den Wahlfonds reichlicher als je bei einer Wahl, die Begeisterung, mit der sich Leute zu Hilfsleistungen herandrängten, mit der sie von Person zu Person agitierten, ward kaum je bei ähnlicher Gelegenheit beobachtet. Die Frauen der Gegend waren unermüdliche Agitatorinnen zu Gunsten Lafargue's. Die Frauen von Jourmies und Wignies u. s. richteten einen mit zahlreichen namentlichen Unterschriften bedeckten Aufruf an die Frauen von Ville, in denen sie diese mit berechneten Worten aufforderten, für Lafargue zu agitiren, der seine Hingebung für die Sache der Arbeiter im Gefängniß büße. Desgleichen wendeten sich die Verwandten und Freunde der Opfer der Mezelei an die Wählerschaft und beschworen sie im Namen der Todten, durch die Wahl Lafargue's einen Akt der Gerechtigkeit zu begehen, gegen die Greuel von Jourmies zu protestiren.

Und die Wahl Lafargue's bedeutet in der That einen ungemein kräftigen Protest gegen das Gemisch von Jourmies, gegen die schandbare Haltung der lokalen und departementalen Behörden, gegen die schneidige Politik des faultharzen, geriebenen und gewissenlosen Constans, die in letzter Linie nicht nur für die Greuel verantwortlich ist, sondern sich als Vorkämpfer der Sotten überhaupt in allen und jeden Verhältnissen schonungslos und rücksichtslos zu Gunsten der Interessen des Geldsacks behätigt.

Daß dieser Protest nicht im Namen des bürgerlichen Radikalismus, der sich in den letzten Monaten mit Rücksicht auf die nächsten Wahlen zu einer mannhaft ausschauenden, aber doch nur steifelementen Kastaifischen Opposition emporgeschoben hat, vielmehr im Namen des Sozialismus erfolgt ist, verleiht diesem Protest ein doppeltes Gewicht und ist ein Anzeichen dafür, daß der bürgerliche Radikalismus schnell abwärts schreitet, sich mehr und mehr als unfähig erweist, der politische Träger der Weiterentwicklung Frankreichs zu sein, daß die sozialistische Arbeiterbewegung die Aufgabe, die seinen Händen entsinkt, weiterführt. Der Wahl Lafargue's wohnt also eine weit höhere Bedeutung als einem gewöhnlichen Wahlsiege inne. Auch lediglich unter dem politischen Gesichtswinkel betrachtet, ist sie bedeutsam genug. Sie ist ein Ereigniß, das sehr leicht den Anstoß zu dem Sturz des jetzigen Kabinetts — falls dasselbe seinen Constans nicht fallen läßt — geben kann. Momentan hat das Ministerium allerdings durch seine passive Haltung dem Beschluß der Kammer auf sofortige Freilassung Lafargue's gegenüber diese Gefahr vermieden. Allein aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Die radikalen Rip van Winkles sind gerade durch die Wahlkampagne von Ville und ihren Ausgang aus dem tiefen Schlaf, in welchen sie der Sclbam der Regierungsfähigkeit versenkt hatte, unsanft emporgeschüttelt worden.

Es dümmert ihnen eine Ahnung auf, daß sie, falls sie nicht bei den nächsten Jahre bevorstehenden Kammerwahlen eine vernichtende Schlappe davontragen wollen, Hühnung mit den Volksmassen suchen müssen, und daß sie nur durch Auerkennen und Eintreten für die von den Sozialisten geforderten sozialen Reformen diese Hühnung herstellen können. Die Rede, welche Clemenceau, der Führer der Radikalen, anlässlich der Mezelei von Jourmies gehalten, und noch mehr die Worte, die er gelegentlich der Interpellation Roche, Lafargue's Freilassung während der Wahlkampagne betreffend, an die Kammer richtete, sind von symptomatischer Bedeutung dafür. Der Wahlsieg Lafargue's wird an und für sich und ganz besonders durch seine Folgen für die Arbeiterbewegung wesentlich dazu beitragen, die Radikalen nach links zu drängen, in Gegensatz zu den Opportunisten zu stellen, einen Gegenlag, demzufolge der Sturz des Ministeriums nur eine Frage der Zeit und irgend eines anderen Anlasses ist. Aber diese Vindictierung und Vindictierung der äußersten Linken kann sich nicht bewerkstelligen, ohne eine Zerbröckelung der Partei in einen rechten und linken Flügel nach sich zu ziehen, von denen der erstere regierungslüster mit den Opportunisten liebäugelt, der letztere dagegen sich vielfach an die Aktion der Sozialisten anschließen muß. In dem Maße, als die sozialistische Arbeiterpartei erhardt, müssen die Trümmer der äußersten Linken, die noch an den Prinzipien des bürgerlichen Radikalismus festhalten, zu einem bloßen Schwanz der französischen Sozialdemokratie werden.

Für die sozialistische Arbeiterbewegung Frankreichs ist Lafargue's Eintritt in das Parlament von weittragender, verheißungsvoller Bedeutung. Mit ihm zieht zum ersten Male ein Mann in das Palais Bourbon ein, welcher jener Aufgabe, als Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus im Parlament und über den Rahmen desselben hinaus agitatorisch auf die Masse zu wirken, voll und ganz gewachsen ist.

Gewiß, die sozialistischen Deputirten, welche bereits der Kammer angehört oder noch angehören, sind von der ehrlichen Absicht geleitet worden, der Sache des Proletariats zu nützen. Allein sie sind sammt und sonders gute Arbeiter, doch schlechte Musikanten. Sie durchdringen und beherrschen die Theorien des modernen Sozialismus nicht, ihre Auffassung desselben ist unklar, verworren, widerspruchsvoll, neigt entweder zu kleinbürgerlicher Possibilitäretät, zu dramatisirenden, sich in romantischen Faltentwurf spreizendem Deklamations-Revolutionarismus oder zum abenteuerlichen Verschwören und Putschthum. Den individuellen und individualistischen Neigungen und Liebhaberleiden der einzelnen

*) Bemerkte muß hier werden, daß die Furcht und das schlechte Gewissen der Regierung am Wahltage in Ville die Truppen ganze 24 Stunden lang konfignirt ließen. Desgleichen waren in der Nacht des St. Petrus zu Paris, wo Lafargue inhaftirt war, die bekannten „Sicherheitsmaßregeln“ getroffen.

sozialistischen Deputierten hält keine prinzipiell korrekte Auffassung die Sprache, sie kontrolliert und diszipliniert aber auch keine festgelegte, prinzipienklare, zielbewusste Partei, die eine Aufgabe zu stellen, eine Marschroute vorzuschreiben vermöchte. Der sozialistischen Arbeiterbewegung Frankreichs entsprechend vertreten die sozialistischen Gewählten in der Kammer verschiedene Sekten und Sektchen, sind sie wohl auch ohne jeden Zusammenhang mit sozialistischen Arbeiterorganisationen. Ihre parlamentarische Arbeit war in der Folge durchaus keine einheitliche, zielbewusste, vielmehr eine äußerst zerfahrene, zerstückelte, die oft nicht für die großen Reformforderungen des gesamten Proletariats, sondern für kleinliche Strömungsinteressen einer bestimmten Wählerschaft eintrat. Aber auch in den Fällen, wo die sozialistischen Abgeordneten der Kammer in Gestalt von Anträgen die dem sogenannten Minimumprogramm der sozialistischen Arbeiterpartei entlehnten Forderungen soziale Reformen abverlangten — und sie sind im Einbringen von Anträgen sehr fleißig gewesen — oder wo es im Parlamente zum Kampf um Gesetzesbestimmungen zu Gunsten der Arbeiterklasse kam, standen sie keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe. Sie vermochten es nicht, für die sozialistischen Programmpunkte mit dem Nützlichsten zu kämpfen, das die moderne Wissenschaft in den Dienst der Sache des Proletariats stellt, ihre Nützlichkeit, Notwendigkeit, Unvermeidlichkeit unwiderleglich nachzuweisen. Ihre gewiß gut gemeinten und auch rednerisch sehr schön klingenden Deklamationen imponierten nicht den Gegnern, erfüllten die Freunde nicht mit siegesgewisser Hoffnung, trugen keine Aufklärung und Ueberzeugung in die indifferente Masse. In den Debatten über die so wichtige Frage der Arbeiterschutzgesetzgebung z. B. konnten sie die Sache des Proletariats weder mit der Kompetenz noch mit dem Feuer des christlich-sozialen Grafen de Mun verteidigen!

In der Person von Lafargue nun findet die Klarheit und zielbewussteste Fraktion der französischen Sozialisten einen ihrer vorzüglichsten Vertreter und Vorkämpfer ins Parlament. Mit tiefen und umfassenden wissenschaftlichen Kenntnissen, einer durchaus klaren prinzipiellen Auffassung des Sozialismus ausgerüstet, ein scharf und schnell denkender, präzise formulirender Geist wird Lafargue im Namen des Sozialismus, im Namen der sozialistischen Arbeiterpartei, in achtunggebietender, Aufmerksamkeit erzwingender Weise für die Forderungen des Proletariats eintreten. Er wird von der Parlamentariertribüne herab die Theorien des modernen Sozialismus in ihrer ganzen logischen Schärfe, in ihren vollen wissenschaftlichen Unansehnlichkeit in die breite Masse schleudern und diese emporkitteln. Gerade in Frankreich, wo der Erfolg sehr viel gilt, wo ein Wort um so eher gehört und beherzigt wird, je größer die Deffektivität, in der es gesagt wird sich die Tribüne der Kammer als ein ganz vorzügliches Mittel erweisen, die tiefen Volkssehnsüchten agitatorisch zu packen und fortzuführen, dem Sozialismus zuzuführen.

Weiter steht zu erwarten, daß sich die im Parlamente bereits vorhandenen sozialistischen Abgeordneten, von denen nur zu oft jeder an seinem eigenen Strang zog, um Lafargue als einen natürlichen Mittelpunkt zu einer festen Gruppe schaaren werden, die einheitlich marschirt, einheitlich kämpft und schlägt. Die zielbewusste, prinzipienklare Taktik, welche Lafargue kraft seiner Ueberzeugung befolgen muß, wird seine sozialistischen Kollegen zu einer solchen Konzentration zwingen. Und diese einheitliche parlamentarische Taktik wird ihre Rückwirkung auf die sozialistische Arbeiterbewegung Frankreichs nicht verfehlen, sie wird wesentlich dazu beitragen, die Zerstückelung derselben in Schulen und Schulen, Fraktionen und Fraktionen ein Ende zu machen, zu einer Konzentration derselben auf dem Boden der Prinzipien und der Taktik zu führen, wie sie bis jetzt allein von den Kollektivisten konsequent vertreten werden.

Es steht ferner zu hoffen, daß der Wahlsieg Lafargue's in Lille, der — wenn er auch durch besondere Umstände erleichtert wurde — doch nicht zum wenigsten der energischen und begeisterten Tätigkeit der sozialistischen Organisationen der Gegend, der tüchtigsten, klaren und strammsten ganz Frankreichs zu danken ist, den Mut, das Selbstvertrauen, die Energie, die Begeisterung der französischen Genossen ganz bedeutend heben, daß er aber auch auf die Masse wachertend, ansehnend einwirken wird. Wo Tautou sind, steigen Tautous zu. Die Genossen beabsichtigen, bei der in Rouanne bevorstehenden Wahl die Kandidatur Jules Guéde's anzustellen. Hoffen wir, daß sich die obigen Ausführungen bezüglich der Genossen und der Wählermasse bewahrheiten werden. Obgleich die Aussichten in Rouanne weit ungünstiger als jeherzeit in Lille liegen, so ist doch bei dem französischen Charakter, der augenblicklichen Lage und Stimmung, dem großen und tiefen Eindruck, den Lafargue's Sieg gemacht hat, die Möglichkeit eines Triumphes nicht ganz von vorn herein ausgeschlossen.

Die sozialistische Arbeiterbewegung Frankreichs ist unseres Erachtens mit dem Wahlergebnis vom 8. November zu einer wichtigen Etappe gelangt, von der aus sie sich doppelt energisch und doppelt erfolgreich weiter entwickeln und vorwärts marschieren wird.

Angelegte Eier.

Von denjenigen unserer Gegner, welche nicht die nöthigen ökonomischen und geschichtlichen Kenntnisse besitzen, um die Sozialdemokratie verstehen zu können, wird als einzige geistige Waffe die Zukunftsstaatsfrage geschwungen, und der kluge Richter hat sogar „sozialdemokratische Zukunftsbilder“ ausgemalt, wie sie sich dem geistigen Heros des Freisinn darstellten. Unser Genosse Köhler hat gleichfalls einen „sozialdemokratischen Zukunftsstaat“ geschildert — ein Vergnügen, das ihm natürlich Niemand wehren kann. Von Seiten der Partei hat natürlich Niemand besondere Notiz von dieser Privatliebhaberei genommen, außer, daß der „Vorwärts“, wie natürlich, jeden Zusammenhang der Partei mit ihr offiziell abgelehnt hat. Das geht dann dem klugen Richter Veranlassung zu der Behauptung, daß das welterschütternde Werk von uns „todtgeschwiegen“ würde.

Die Leute vom Zukunftsstaat vergessen regelmäßig unsere Absichten. Wir sind durchaus nicht so ehrgeizig, ein alleinseligmachendes System aufzustellen, nach welchem die Zukunft eingerichtet werden soll, und wo alles sein läuberlich geordnet ist, vom Regieren bis zum Stiefelputzen; sondern wir studiren die Vergangenheit und Gegenwart, erforschen die in ihnen treibenden Momente, welche die Zukunft beeinflussen, und suchen aus dieser Kenntniß heraus der Zukunft Gebammendienste zu leisten. Unser Ehrgeiz ist nicht: außerhalb und über aller Entwicklung zu stehen und selbstherrlich eine neue Welt zu schaffen, sondern in ihr zu stehen, aber statt mit geschlossenen Augen herumzustolpern, von ihr gestupst und gestoßen zu werden und so ihren Gang zu verlangsamen — sie zu erkennen und ihr die Wege zu ebnen.

Auch die andern Parteien müssen der Entwicklung

dienen, mögen sie nun als Agrarier das Land in wenige Hände konzentriren, als Großindustrielle die Kleinkapitalisten ruiniren und uns durch die Kartellorganisation zeigen, „wie wir's machen müssen“, oder als Börsenbete das kleine Geldkapital auffaugen — sie dienen alle der Entwicklung, sie befördern alle den Zerfall der Gegenwart und das Heraufziehen der Zukunft. Bloß, daß sie in ihrer geschichtlichen Kategorie befangen sind und das nicht einsehen.

Wir Sozialisten dagegen arbeiten an dieser Aufgabe planmäßig und mit vollem Bewußtsein.

Mit dieser einfachen Betrachtung erledigt sich die Zukunftsstaatsrede. Wir wissen von der Zukunft so viel, als wir von ihr wissen können, und wer mehr von ihr erzählt, bringt eben lediglich seine eigenen Phantasiegebilde vor; möglich, daß sie zutreffen, wahrscheinlich aber, daß sie nicht zutreffen.

Was können wir nun von der Zukunft wissen?

Die zunehmende Konzentration des Kapitals macht die Besitzenden immer numerisch schwächer, die Besitzlosen numerisch stärker. Gleichzeitig steigert sich das Glend der Einen und der Reichtum der Andern zu einem unerträglichen Grade. Zwar scheint die kapitalistische Produktionsweise gegenwärtig die Tendenz bekommen zu haben, durch die Kartellirung die Anarchie zu beseitigen, welche sie bisher beherrschte; desto sicherer wird sie aber, wenn der Prozeß beendet werden sollte, dem vollständigen Marasmus verfallen, denn die ausgepowerten Massen bieten keinen Markt mehr dar. Hält sie sich doch gegenwärtig nur noch, daß die Waaren nach Südamerika, Asien u. s. w. verschleudert werden, von wo sie mit Papierchen bezahlt werden, an deren Einlösung nicht zu denken ist — also direkte Vernichtung.

Das Glend hat in den Massen naturgemäß Bestrebungen erweckt, es zu beseitigen, die Massen sind revolutionär geworden. Und die einzige Möglichkeit dieser Beseitigung des Glends ist die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln und die Uebernahme der Produktion durch die Gesellschaft.

Produktion und Konsumtion wird gesellschaftlich organisiert sein — wie das im Einzelnen gemacht wird, sind mißliche Fragen; wir können nicht in jeden Zukunfts-kochtopf gucken, wie der kluge Eugen. Auch das furchtbare Problem, das Eugen so sehr quält, wie es mit dem Stiefelputzen gemacht wird, braucht uns jetzt noch nicht zu beunruhigen. Es ist zwar schmerzhaft, daß wir solche geistreiche Untersuchungen unterlassen müssen, aber die Welt ist ja nun einmal ein Jammerthal; über solche Kümmernisse muß man erhaben sein, und statt der Dornen lieber die Rosen betrachten, wie z. B. die ungetheilte, in der „Freis. Ztg.“ ohne falsche Bescheidenheit sauber registrierte Hochachtung aller bürgerlichen Parteien für die „Sozialdemokratischen Zukunftsbilder“, die nur leider nicht von Wildenbruch dramatisirt werden.

Es thut uns leid, aber das ist wirklich die ganze Zukunftsmusik, die wir machen können.

Doch — ein Detail können wir noch mittheilen: Wenn die Sozialdemokraten erst das Heft in Händen haben, werden sie den klugen Eugen hernehmen — die Sache des Volkes ist furchtbar, zittre Unglückseliger! — und werden ihn auf die Schulbank setzen, damit er erst die Anfangsgründe lernt und sich nicht mehr so blamirt, wenn er z. B. gelegentlich der Ricardo'schen Werththeorie, wie sie vor einiger Zeit Engels in seiner Einleitung zu „Lohnarbeit und Kapital“ von Marx auseinandersetzt, sagt: „ein haltloseres Geschwätz ist uns noch nie vorgekommen“. Und dann, wenn er das ABC der Volkswirtschaft begriffen hat, wird man ihm auch das ABC der Geschichte eintrichtern, damit endlich seine Schmerzen gestillt werden über die ungelegten Eier des Zukunftsstaates.

Der Kampf um die Börse.

E. St. Endlich haben sich die Majoritätsparteien im Reichstage dazu aufgerafft, die Gesetzgebung gegen den Börsenunfug anzurufen. Die konservativen Parteien und das Zentrum wollen dem Mißbrauche des Zeitgeschäfts durch zivil- und strafrechtliche Bestimmungen entgegenzutreten, während das Wesen des nationalliberalen Vorschlags dahin geht, die reinen Differenzgeschäfte als nicht einlagbar zu erklären. Die Gemüther haben und dräben sind durch diese Anträge aufs Nachhaltigste erregt worden, und die Kontrowerse über diesen Gegenstand dürfte so leicht nicht von der Tagesordnung verschwinden.

Wir versprechen uns von dem praktischen Erfolg der Vorschläge zur Bekämpfung der Börsenmißstände nicht viel, da die Börse im ganzen Reiche zuviel Freunde hat und die Manchesterparteien lange Jahre hindurch mit Eifer und Geschick die Ansicht verbreitet haben, daß die Börse die vollendetste Form des modernen Welthandels-Systems sei, dessen Vortheile die Mißstände bei Weitem überragen. Vor Allem wird die Richter'sche Partei nicht ermangeln, die Börse weiß zu waschen und den berechtigten Vorschlägen der börsenfeindlichen Parteien gegenüber auf die bedenklichen Folgen der Eingriffe des Staats in das Wirtschaftsleben hinzuweisen, unter den unumgänglichen pathetischen Deklamationen von der durch die geistige und sittliche Kraft des Volkes bedingten Selbsthilfe.

Der Schwerpunkt in dem ganzen Kampfe liegt in der Haltung der Regierung, die bislang hierüber nur orakelhafte und nichtsagende Redewendungen von sich gegeben hat.

Für uns gilt es nach den formulirten Kundgebungen der Kartellparteien für aus-

gemacht, daß hier eine große Halbheit herauskommen wird. Wenn Jemand das schwere Rüstzeug anlegt zum Kampfe gegen einen so dickfelligen Gegner wie die Börse, dann hätte er auch dafür sorgen müssen, daß die Waffen scharf geschliffen seien. Mit einer Hatwetät, wie sie dieser Partei charakteristisch anhaftet, hat die nationalliberale Klique — von den farblosen konservativen Vorschlägen können wir überhaupt nicht reden — Anträge gestellt, die von einer grenzenlosen Unkenntniß der Materie zeugen, wohl in der Annahme, daß man Zeit habe, nachträglich zu lernen, wenn der Antrag zur Verhandlung gelangt sei.

Was mögen sich die Narren wohl gedacht haben, als sie die Forderung stellten, das reine Differenzgeschäft als nichtig zu erklären und ihm das Klagerrecht zu entziehen. Wissen denn die Gelehrten der nationalliberalen Partei nicht, daß es reine Differenzgeschäfte nicht giebt und daß jedem solchen Geschäft die Kriterien eines geistlich realen Geschäfts anhaften? Die Differenzberechnung ist keine Spezialität, die bestimmten Geschäften anhaftet, sondern lediglich ein die Abrechnung erleichternder Modus.

Würde man z. B. dem Bankier vor Abschluß eines Zeitgeschäfts sagen, daß die gekauften Papiere nicht abgenommen, die verkauften nicht geliefert werden sollen, sondern nur die Kursdifferenz am Stichtage zu begleichen sei, so würde der Bankier den Hausdiener rufen und den Kunden einfach an die Luft setzen lassen. Freilich, in den meisten Fällen werden sowohl Bankier wie Klient stillschweigend den Gedanken haben, daß sie nur Differenzhandel abschließen. Aber aussprechen dürfen sie diesen Gedanken nicht. Ihnen ist es ja im Grunde auch gleich, ob ihnen die Waare geliefert wird, oder ob sie nur die Differenz erhalten. Wer kauft, spekulirt immer auf Kurssteigerung zum Ultimo, wer verkauft, auf Rückgang der Kurse. Zum Vergnügen legt sich keiner, auch der Millionär, keine Waaren hin. Hieraus ergibt sich, daß kein Gesetz zwischen realen und unreellen Zeitgeschäften unterscheiden kann. Es ist also mindestens überflüssig von der nationalliberalen Partei, den Gesetzgeber gegen unreelle Zeitgeschäfte anrufen zu wollen.

Will man das unreelle und im höchsten Grade verwerfliche Spielgeschäft treffen, dann giebt es andere wirksamere Wege. Vor Allem, wie wir gelegentlich früherer Artikel gegen den Börsenschwindel schon sagten, die Erhöhung der Börsensteuer um einen vielfachen Betrag dessen, was man jetzt dafür zu entrichten hat. Wenn der Spieler Aussicht hat, an einem einzigen Tage an einem Schlusse 15 000 Mark Diskontokommandit-Antheilen 4 bis 5 pCt. Kursgewinn einzustreichen, so wird er sich durch den dafür zu zahlenden Stempel von 4 Mark gewiß nicht von dem Geschäft abhalten lassen. Warum nimmt man nicht von solchen Zeitgeschäften 50 Mark Stempel? Dann würden die fatalistischen Existenzen schon dem Tagespiel in Börsenpapieren fernbleiben. Und die Eintagspekulanten, die untereinander „geben“ und „nehmen“, sie machen doch den weitaus größten Theil aller Börsendifferenzgeschäfte aus. Und falls dies einfache Mittel nicht genügt, das Schwindelgeschäft einzudämmen, warum greift man nicht zu dem Radikalmittel, das Differenzgeschäft in Börsenpapieren glatt zu verbieten? Doch nur, weil Herr Miquel den Stempel nicht entbehren mag. Es ist für die Volkswirtschaft eine öde Sache, ob täglich 100 Millionen Börsenpapierchen im Terminhandel umgesetzt werden oder ob 500 Millionen. Wo in aller Welt liegt denn das Bedürfnis vor, Papiere von Bergwerken, Bankanstalten, Eisenbahnen auf Zeit zu handeln? Genügt es nicht, wenn die Möglichkeit geboten wird, diese schönen Papiere, wie so viele andere auch nur per Kassa, zu einem von den vereideten Maklern fixirten Kurse zu handeln? Muß denn täglich im Zeithandel das Vielfache des Aktienkapitals einer Eisenbahn oder Bank u. gehandelt werden? Man gehe uns doch mit dem beliebten Einwand vom Leibe, daß das Zeitgeschäft das einzige Sicherheitsventil gegen große Verluste bei plötzlichem Eintritt elementarer Ereignisse sei. Wenn erst das Zeitgeschäft in Börsenpapieren untersagt ist, dann wird der ganze Umsatz realer Käufer und Verkäufer sich auf dem Kassamarkt konzentriren und dieser eine Ausdehnung annehmen, daß auch im Kassageschäft (d. i. dem effektiven Börsengeschäft) die größten Summen spielend unterzubringen sein werden. Das gerade wollen die Herren nicht. Das wollen auch die agrarischen Antragsteller nicht, die sehr gerne ihr Zeug an der Börse machen. Gerade hier aber ist die Achillesferse des Börsen-Schwindelgeschäfts. Hier kann man es tödtlich treffen. Allein, was sollten wohl die armen Börsenjobber machen, was die Rothschild's, die Hirsch's und andere „Kapitalkonzentriren“, wenn man ihnen die Objekte entzöge, mittelst welcher sie den Leuten das Geld aus der Tasche holen!

Es ist bekannt, wie die Finanzmächte ihre monopolistische Macht des Geldes ausnutzen, indem sie vermöge ihrer Millionen gewaltsame und unnatürliche Konjunkturen schaffen, die nach dieser Definition nichts anderes sind als erfüllte Wünsche der an der Börse jeweilig vorherrschenden Strömungen. Die ökonomische Entwicklung der letzten Jahre bestätigt diese Annahme aufs Unzweifelhaftigste. Die Börsenspekulation ist also eigentlich gar keine solche mehr, da die Wahrscheinlichkeit, welche bei jeder Spekulation mitzuwirken berufen ist, hier durch einfache Gewalt ersetzt wird. Mit anderen Worten heißt das: Die Börsenmagnaten

spielen mit offenen Karten, daher können sie nie verlieren, sondern Verlierer sind stets die outsiders, das Kleinkapital. Damit dieses sich in gebührender Weise an dem Tanz um's goldene Kalb beteilige, schafft die haute banque fortwährende und unbegründete Preisschwankungen. Die Motion der Kurse erst lockt die Differenzspieler herbei. Daher die Unzahl von „Gerüchten und Stimmungen“, die Fälschung der Tagesereignisse u.

Alles das kann das bisherige Handelsgesetz nicht befeitigen, da es einer längst veralteten Entwicklung des Verkehrslebens auf den Leib geschrieben ist.

Das Handelsgesetz z. B. schreibt dem Bankier vor, daß er dem Kunden gegenüber als „Selbstkontrahent“ aufzutreten habe. Damit giebt es dem Banquier erst die Handhabe zu unreeller Geschäftspraktik. Als Selbstkontrahent darf er nämlich dem Klienten für die Waare jeden beliebigen Kurs innerhalb der vielfachen Tagesschwankungen anrechnen; als Kommissionär müßte er den Kurs, zu dem wirklich der Abschluß erfolgt ist, in Rechnung setzen.

Will die Regierung wirklich das unreelle Termingeschäft erfassen, das nur Spielerzwecken dient, dann besteuere sie den Differenzhandel in Wertpapieren un-nach-sichtlich, verbiete sie die Jobberei mit den neben-sächlichsten Spekulationseffekten, suspendire sie die An-wendung des Handelsrechts mit seinen Folgen, in solchen

Fällen, in denen Privatkapitalisten mit Börsenhändlern Zeitgeschäfte entziehen und ersetze dasselbe durch das bürgerliche Recht, das vollständig ausreicht (während man bei den Handel der Börsenleute unter einander das Handelsrecht bestehen lassen könnte). Dadurch allein könnte man das dem Großkapital tributäre Menschen-material der Börse fernhalten. Nicht aber mit der blödsinnigen Unklugheit des Differenzgeschäfts, deren Einführung die Basis des gesamten Handels unter-graben, neben den Ausschreitungen der Börse auch deren berechnete Funktionen treffen und kein anderen Erfolg haben würde, als einen Theil des Geschäftsverkehrs von Deutschland nach anderen Ländern zu vertreiben.

Nicht minder verfehlt ist der nationalliberale Antrag auf Verschärfung der Strafe für Veruntreuungen der Depositen. Wer stehlen will, der stiehlt auch, wenn ihm statt Gefängnis Zuchthaus in Aussicht gestellt ist. Hier kann nur eine Reform des Depotrechts, insbesondere des depositum irregulare, des executorischen Pfandrechts, wirksamen Schutz vor Ausbeutung durch gewissenlose Bankiers bieten.

Gänzlich übers Ziel geschossen ist endlich der Antrag auf Verschärfung der Konkursstrafgesetze, da der Zusammenhang des Konkurses mit dem Börsenschwindel ein nur loser ist.

Dagegen vermiffen wir ganz und gar das Verlangen nach legislatorischen Restriktionen gegen die Einführung

der faulen Staatspapiere überseeischer Länder, gegen das Agiotagewesen mit dividendentragenden Industripapieren, der Hauptquelle der jüngst zu Tage getretenen Erzeße unserer Banquiers, gegen den Gründungsschwindel überhaupt.

Deshalb sind wir der Ansicht, daß die kartellirten Antragsteller „bei dem Kampfe gegen die Börse lediglich einen einseitigen Interessenstandpunkt eingenommen haben, um die öffentliche Meinung von ihrem eigenen Wucher mit den Lebensmitteln abzulenken, daß sie es garnicht ermit meinen mit dem Gesetzentwurf gegen die Börse. Ernste Männer können sich doch unmöglich so links anstellen und so unwissend wie hier im Kampfe gegen die Börse. Man hat das bestimmte Gefühl, daß der ganze Feldzug ein Scheinmanöver ist, in dem die einzelnen Rollen wie in einem Liebhabertheater nach Vereinbarung vergeben sind.

Der Börse wird man schon kein Härchen krümmen, denn man jobbert ja selbst zu gern. Nun, uns kann das nur recht sein. Nur immer viel Börsenschwindel, das ist der richtige Weg zur sozialen Revolution. Dieselbe Rolle wie in der Produktion spielt das Großkapital auch in der Zirkulation, nur weit schamloser und zynischer: die Vernichtung des kleinen Kapitals.

Erklärung!

Die **Schultheiss-Brauerei-Aktien-Gesellschaft** hat durch Zirkular den Herren Gastwirthen die Mittheilung zugehen lassen, daß sie den Bierpreis für das **Civoli-Lagerbier** vom 23. November cr. ab auf

18 Mark pro Tonne ermässigt.

Im Gegensatz hierzu erklären die unterzeichneten Brauereien, daß sie zu diesem Preis ein Bier in derselben guten Qualität, wie es bisher unter der Bezeichnung „Lagerbier“ hergestellt wurde, nicht zu liefern vermögen.

Eine Ermässigung des Preises auf **18 Mark pro Tonne** für „Lagerbier“ untergräbt die Lebensfähigkeit aller kleineren und mittleren Brauereien und würde dahin führen, durch deren Sturz die große Zahl der Arbeiter in diesen Brauereien brotlos zu machen.

Das Publikum mag überzeugt sein, daß die Gesamtheit der Berliner Brauereien mit der Normirung ihres Verkaufspreises bereits an die äußerste Grenze gegangen ist. Jede weitere Herabsetzung muß den guten Ruf, den sich das Berliner Bier in den letzten Jahren erworben hat, gefährden und die Qualität auf das Empfindlichste schädigen.

Berlin, den 25. November 1891.

Aktien-Brauerei Friedrichshain. Aktien-Gesellschaft Schlossbrauerei Schöneberg. Bergschlossbrauerei Aktien-Gesellschaft. Aktien-Brauerei-Gesellschaft Moabit. Berliner Bären-Brauerei F. W. Reichenkron. Berliner Bock-Brauerei Aktien-Gesellschaft. Berliner Unions-Brauerei. Böhmisches Brauhaus Commandit-Gesellschaft auf Aktien. Julius Böttzow. Brauerei Borussia. Brauerei Gambrius Aktien-Gesellschaft. Brauerei Königstadt Aktien-Gesellschaft. Brauerei Pfefferberg vorm. Schneider u. Hillig Aktien-Gesellschaft. Oswald Berliner. Bürgerliches Brauhaus Otto Müller. Carl Gregory. C. Habel's Brauerei. F. Happoldt's Brauerei. Kaiser-Brauerei Dummer u. Kahl. Norddeutsche Brauerei Aktien-Gesellschaft. Radeberger Exportbier-Brauerei Pichelsdorf. Spandauerberg-Brauerei vorm. C. Bechmann. Vereins-Brauerei Rixdorf. Victoria-Brauerei Aktien-Gesellschaft. Brauerei A. Werm.

Redakteur-Gesuch.

Ein tüchtiger Redakteur zur Leitung eines Wochenblattes wird gesucht. Offerten mit Gehaltsansprüchen und Angabe der bisherigen Thätigkeiten sind unter **O. S. 50** in der Expedition dieses Blattes einzureichen.

Hut-Fabrik

1. Geschäft: **Glückerstraße 11.**
2. Geschäft: **Präsidentenstraße 123** (zwischen Oranienplatz und Kottbuser Thor).

Wilhelm Böhm.

Sämmtliche Hüte mit Kontrollmarken. Gr. Lager in Schirmen und Stizschuhen.



Jede Uhr

zu repariren und reinigen kostet bei mir unter Garantie des Gutgehens nur **1 Mk. 50 Pfg.**, außer Bruch, kleine Reparaturen billiger. Keine Feder einsehen 1 Mk. Empfehle f.üb. Zylinder-Uhren von 6, 7 u. 8 Mk., f.üb. Remonteur-Uhren von 13, 14 u. 15 Mk., gold. Damen-Uhren von 18 Mk. an, Regulatoren von 10 Mk. an. Gr. Lag. v. Nickel, Stahl u. Gold-Doublesketten.

R. Kionka, Oranienstrasse 35, bei der Adalbertstraße.

Gratweil'sche Bierhallen

77-79. Kommandantenstrasse 77-79. Heute, sowie täglich:

Auftreten der **Hamburger Gaudebrüder**

Konzert- und Komplettsänger. Anfang Wochentags 7^{1/2} Uhr, Sonntags 8 Uhr. Entrée: Wochentags 10 Pf., Sonntags 25 Pf. Empfehle meinen berühmten **Mittagstisch à la Duval**, 3 Regelbahnen, 6 Billards, 2 Säle.

Empfehle Freunden und Genossen mein ceo- haltiges Lager von

Cigarren u. Tabake.

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Wirtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein

Rottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Noch billige

Käsepreise.

Best. Holländer Käse à Centner	26.-
Best. Hamburger Käse à Centner	25.-
Best. Schweizer Käse à Centner	32.-
ab hier gegen Nachnahme empfiehlt		
Julius Wörner, Kommissär l. B.		
10 Wust-Probepostkoll.	3.60 und 3.50
		und 4.20.

Empfehle den Parteigenossen meine **Cigarren eigener Fabrik** aus rein amerik. Tabak, 25 Cigarr. 1 Mk.

Tabak und Cigaretten.

Julius Ulbrich,

Skalitzerstraße 41, nahe Kaufhaus.

Achtung!

Maurer Berlins u. Umgegend!

Der aus dem 4^{1/2}-jährigen großen Berliner Maurerprozeß siegreich hervorgegangene **Verein zur Wahrung der Interessen der Maurer Berlins und Umgegend** feiert am Sonnabend, den 28. November cr., von Abends 8 Uhr ab, im „Gyffium“, Landsberger Allee 40-41, ein

Großes Sieges-Fest

unter gütiger Mitwirkung des Gesangsvereins „**Lorbeerkränze**“ (Mitglied des Arbeiter-Sängerbundes). **Festrede**, gehalten vom Regierungs-Baumeister G. Kehler.

Billets für Herrn 50 Pf., Damen 20 Pf., Kinder unter 14 Jahren sind frei, sind in den mit Plakaten belegten Lokalen, bei den Vorstandsmitgliedern, sowie in der Expedition des „**Bauhändwerkers**“, Urbanstraße 124, zu haben. Alle Kollegen, Freunde und Genossen von Nah und Fern ladet hierzu freundlichst ein Der Vorstand.

Allen Parteigenossen empfehle mein neu eingerichtetes

Weiß- und Bairischbier-Lokal.

Ferd. Hoffmann

Waldenstr. 61.

Adolph Kehr.

Genossen empfehle mein Hutgeschäft. Arbeit nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Hutmacher angenommen haben. Köpenickerstraße 120.

Berliner Arbeiterbibliothek.

Sammlung sozialpolitischer Flugschriften.

Herausgegeben von **Max Schippel.**

Sieben erschienene Hefte B der III. Serie:

Die deutsche Zucker-Industrie und ihre Subventionirten. Ein Beitrag zur Land-Agitation.

Von **Max Schippel.**

32 Seiten. Preis 15 Pfg.

I. Serie komplet (12 Hefte) | II. Seriekomplet (14 Hefte)

Preis 1.— Mark.

Preis 1,65 Mark.

Alle Bestellungen, Geldsendungen und eingeschriebenen Briefe adressire man: Herrn **G. Link**, Expedition der Berliner Arbeiter-Bibliothek, Berlin SO. 26, Elisabeth-Platz 55.

Wiederverkäufer hohen Rabatt.

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maß,

empfehle wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen

J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.

Ich habe keine Filialen und sehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Der Fürst und sein Weib.

Von Klopstock (1789).

- A.** Warum wirft du so ernst?
B. Was fragst du mich? Wieh den Kristall mir Voll des blinkenden, goldenen Weins!
A. Aber du nimmst ihn ja nicht!
B. Was quälst du mich! Wede der Poute Kestesten Ton und singe dein Lied.
A. Ach, ich sang, und du hörtest mich nicht.
B. Du hättest gelungen?
A. Eile jetzt, dort Rosen zu streuen.
B. Rosen sollt' ich streuen, daß du sie nicht sähest?
A. Was gehen dich Jeseu Lieder, was Rosen dich an!
B. Hör', es wiehert unten dein Roß, aus der Burg dich zu tragen,
Zu der Schaar, die Schlachten uns spielt,
Zu der Jünglinge Reih'n, mit blankem Gewehr, das dem Blig gleicht,
Wenn sie, mit rascher Eile, sich drehen.
A. Warum wirft du noch ernst, da ich die Krieger dir nenne?
B. Trüber, als erst, sinkst tiefer in Gram?
A. Warum blüht du so wild? Was siehst du? Siehst du Erscheinung?
B. Nahet dir eine Todtengestalt?
A. Keine Todtengestalt, der abgesehenen Geister Reiner, aber dennoch ein Geist,
B. Da, der schreckliche Geist der Freiheit, durch den sich die Völker
Jetzt erschrecken zu sehen, was sie sind!
Welcher Zauber beschwört, und bannt ihn hinab in des stummen
Kerkers Nacht, aus welchem er kam?
A. Weh' mir! Wer ist, der sich an den Hundertarmigen Kleien.
B. Hunderttägigen Kleien sich wagt?

Was sollen wir also thun!

Von Graf Leo Tolstoi, Deutsch von August Scholz. (Schluß).

Man wird vielleicht glauben, daß ich die beiden Thatsachen — das Zusammentreffen mit der fünfzehnjährigen Prostituirten und die Geschichte der Wäscherin — künstlich kombinirt habe, allein die beiden Thatsachen haben sich wirklich in einer und derselben Nacht, im März des Jahres 1884 ereignet. Nachdem ich die Erzählung meines Freundes zugehört hatte, begab ich mich zunächst nach der Polizeiwache, um dann in Michanow's Haus Näheres über das Schicksal der Wäscherin zu erfahren. Es war, wie tags vorher, ein prächtiger, sonniger Wintertag, die glitzernde Oberfläche der Schneedecke zerschmolz in den warmen Strahlen, vom Flusse her vernahm man das Rauschen der Wellen, die Späßen hüpfen in ihrem fuchsröthlichen Winterleide auf den Straßen umher, und auch die Menschen wären gern lustig gewesen, wenn sie nur nicht so viele, viele Sorgen gehabt hätten. Man hörte das Geläute der Kirchenglocken, von dem sich wie von einem Hintergrunde die Gewehrschüsse auf den benachbarten Scheibensänden abhoben.

Ich kam in das Polizeigebäude. Ein paar bewaffnete Polizisten führten mich zu ihrem Vorgesetzten, der gleichfalls mit Säbel und Pistole bewaffnet war. Er war gerade damit beschäftigt, bezüglich eines zerlumpten, ganz erfrorenen alten Mannes, der vor ihm stand und vor Schwäche die an ihn gestellten Fragen nicht zu beantworten vermochte, irgend welche Anordnungen zu treffen. Als er mit demselben fertig war, wandte er sich mir zu. Ich fragte nach dem Mädchen, das man gestern arretirt hatte. Er hörte mir anfangs mit Aufmerksamkeit zu, dann aber lächelte er darüber, daß ich nicht wußte, weshalb man diese Art Mädchen zur Wache bringt, und vor allem darüber, daß ich über ihre Jugend erstaunt war.

„Aber ich bitte Sie — es giebt hier welche von 12, von 13, von 14 Jahren und so weiter,“ versetzte er munter.“

Als ich „nach „der von gestern“ fragte, erklärt er mir, daß sie jedenfalls nach dem „Komitee“ gebracht worden sei. Auf meine Frage, wo sie die Nacht zugebracht habe, gab er eine unbestimmte Antwort. Er erinnerte sich übrigens derjenigen nicht, die ich meinte — es werden ihrer so viele eingebracht.“

Als ich im Michanow'schen Hause eintraf und nach Nummer 32 ging, fand ich bereits den Küster vor, der über der Leiche der Wäscherin ein Gebet las. Man hatte sie in ihre alte Koje gelegt, und die Bewohner des Quartiers, diese Hungerleider, hatten Geld gesammelt, um einen Sarg und ein Leichenbend zu kaufen und den Küster kommen zu lassen. Die Weiber hatten sie angekleidet und auf ihr Bett gelegt. Neben dem Küster stand auf der einen Seite ein Weib in einem wattierten Umhang, mit einer Wachskerze in der Hand, und auf der andern Seite, gleichfalls mit einer Wachskerze, ein Mann — oder richtiger ein Herr — in einem sauberen Paletot mit Pelztragen, in glänzenden Galoschen und gestärktem Oberhemde. Es war der Bruder der Verstorbenen, den man aufgefunden und an ihr Todtenbett geholt hatte.

Ich ging an der Todten vorbei in die Kammer der Wirthin und fragte nach den Einzelheiten des Falles. Die Wirthin erschrak anfangs über meine Fragen — sie fürchtete offenbar, daß man ihr irgend eine Schuld zuschreiben würde — dann aber kam sie ins Sprechen und erzählte mir alles. Beim Verlassen des Quartiers warf ich noch einen Blick auf die Todte. Alle Todten sind gut, diese aber machte einen ganz besonders guten und rührenden Eindruck; das reine, bleiche Gesicht mit den geschlossenen, unter den Lidern groß heraustretenden Augen, den eingefallenen Wangen und dem weichen blonden Haar über der hohen Stirn — es war ein müdes, gutes Gesicht, nicht mit dem Ausdruck der Trauer, sondern mit dem des Erstaunens. Und in der That, wenn die Lebenden mit Blindheit geschlagen sind, so müssen die Todten erstaunen.

An dem Tage, da ich diese beiden Geschichten niederschrieb, fand in Moskau ein großer Ball statt. Ich verließ um neun Uhr Abends das Haus. Ich wohne in einer Gegend, in welcher es zahlreiche Fabriken giebt. Kurz bevor ich ausging, hatte ich die langgezogenen Pfeife dieser Fabriken vernommen, die noch einer Woche rasiloser Arbeit das Volk für einen freien Tag hinausließen.

Ich überholte viele der Fabrikarbeiter und ward wiederum von vielen überholt, die nach den Theeschenken und Brantweinläden strömten. Viele waren bereits betrunken; viele hatten Weiber bei sich.

Ich lebe mitten in diesem Fabriktreiben. Jeden Morgen um fünf Uhr früh ertönt der erste Pfiff, dann der zweite, dritte, zehnte und so weiter. Jeder einzelne dieser Pfeife hat seine besondere Bedeutung; jetzt beginnt die Arbeit der Frauen, jetzt die der Kinder, jetzt die der Greise. Um acht Uhr beginnt das Pfeifen von neuem — eine halbstündige Pause tritt ein; um zwölf Uhr pfeift es zu der einstündigen Mittagspause, und um acht Uhr zum Feierabend.

Ein sonderbarer Zufall will es, daß die drei Fabriken in meiner nächsten Nachbarschaft nur solche Artikel fabriziren, welche bei Bällen gebraucht werden: in der einen werden Strümpfe, in der andern Seidenwaaren, in der dritten Parfums und Pomaden erzeugt.

Man kann diese Pfeife hören, und ihnen eine rein zeitliche Bedeutung beilegen, indem man sich zum Beispiel sagt: „Jetzt pfeift's — nun ist es Zeit, spazieren zu gehen.“ Man kann jedoch auch mit diesen Pfeifen die Vorstellung dessen verbinden, was sie in Wirklichkeit bedeuten, nämlich: der Pfiff um fünf Uhr bedeutet, daß sich jetzt Tausende von Menschen, Männer und Weiber, die in bunter Reihe durcheinander in einem feuchten Keller geschlafen haben, im Dunkeln von ihrem Lager erheben, um in die von dröhnenden Maschinen erfüllten Fabrikräume zu eilen und dort an eine Arbeit zu gehen, von der sie weder Zweck noch Ende absehen können, und bei dieser Arbeit in Hitze, Dunst und Schmutz mit kleinen Unterbrechungen bis zu zwölf Stunden und länger anzuhalten. Und dann gehen sie schlafen, um am Morgen wiederum aufzustehen und so immer und immer dieselbe, für sie selbst ganz zwecklose Arbeit zu verrichten, zu der sie einzig und allein durch die Noth gezwungen werden.

Und so geht es eine Woche um die andere, immer nur mit Unterbrechung durch die Feiertage — und ein solcher Feiertag ist es, zu dem sie heute entlassen worden sind.

Sie kommen auf die Straßen hinaus, und überall sehen sie Theehäuser und kaiserliche Brantweinschenken und Frauenzimmer. Und nun schlendern sie Hand in Hand von einer Schenke zur andern, betrunken, am Arme eines Frauenzimmers von der Art, wie jenes, das nach der Wache geführt wurde, und sie miethen Droschken, und sie zechen und schimpfen und wanlen hin und her und reden ein Zeug zusammen, das sie selbst nicht verstehen. Ich hatte dieses Treiben der Fabrikarbeiter früher äußerst widerwärtig gefunden und sie wegen desselben fast gescholten; seit ich jedoch Tag für Tag die Pfeife höre und ihre Bedeutung kenne, wundere ich mich nur darüber, daß diese Männer nicht alle ohne Ausnahme zu jenen Gaunerbanden, jenen „goldenen Kotten“ gehören, deren Moskau so viele hat, und daß diese Weiber nicht alle auf dem gleichen Standpunkte stehen wie jenes Frauenzimmer, das ich vor meinem Hause angesprochen.

Zwei Stunden lang beobachtete ich so dieses Treiben der Fabrikarbeiter auf den Straßen und Gassen, bis es gegen elf Uhr Nachts allmählig stiller ward. Hier und da sah man einen Betrunknen oder einen Lärmmacher, der von einem Polizisten zur Wache geführt wurde. Und nun erschienen auf einmal von allen Seiten Equipagen, die alle nach derselben Richtung fuhren. Auf dem Vordrsagen Kutscher in warmen Pelzen und gedehnt gelleidete Lakaien. Die feinsten, fetten Traber, die gegen den Frost mit geschmackvollen Schabraden geschützt sind, jagen mit einer Schnelligkeit von zwanzig Werst in der Stunde dahin. Im Innern der Wagen sitzen, in weite Radmäntel gehüllt, die Damen, aufs höchste besorgt darum, daß ihre Blumen und Frisuren nicht zerdrückt werden. Alles, vom Pferdegeschirr angefangen, die Wagen, die Gummiräder, das Vivrectuch für den Kutscher, die Strümpfe und Schuhe, die Blumen, Handschuhe, Wohlgerüche, der Sammet, die Seide — alles das ist von jenen Leuten angefertigt, die

jetzt teils betrunken auf ihr hartes Lager niedergeunken sind, theils mit den Prostituirten in die Herbergshäuser gegangen sind, theils wegen Ruhestörung auf die Polizeiwachen gebracht wurden. Und mit all jenem, von diesen Leuten gefertigten Schmucke angethan, fahren nun diese vornehmen Herrschaften zum Balle, und es kommt ihnen nicht im geringsten in den Sinn, daß zwischen diesem Ball und jenen betrunkenen Arbeitern, die da über den Weg schauken und von den Kutschern angefahren werden, irgend ein Zusammenhang bestehen könnte.

Diese Herrschaften fahren mit dem ruhigsten Gewissen und in der Ueberzeugung, daß sie nicht nur nichts Böses, sondern sogar etwas sehr Gutes und Schönes vorhaben, zum Balle, um sich zu amüsieren. Und nun amüsieren sie sich von 11 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, in dunkler Nacht, zu derselben Zeit, da sich Tausende mit leerem Magen in den Nachtherbergen wälzen und einige, gleich jener unglücklichen Wäscherin, sterben.

Das Amüsement dieser Leute besteht darin, daß Frauen und Mädchen, indem sie ihre Brüste entblößen und ihr Rückentheile durch einen künstlichen Aufschlag verunzieren, sich in einen derart unanständigen Zustand versetzen, daß ein unverdorbenes weibliches Wesen sich um keinen Preis der Welt einem Manne in solchem Zustande zeigen würde; in diesem Zustande, mit bloßgelegten nackten Brüsten, bis zu den Schultern hinauf entblößten Armen, falschen Aufschlägen auf dem Rückentheile und prall über die Hüften gezogenen Kleidern erscheinen Frauen und Mädchen, deren erste Tugend doch von jeher die Schamhaftigkeit war, bei hellster Beleuchtung unter fremden Männern, die gleichfalls in unanständig knappen Kleidern stecken, und sie lassen sich von diesen Männern umfassen und beim Klänge einer betäubenden Musik im Kreise herumtschwenken. Alte Weiber, nicht selten in gleicher Weise entblößt, wie die jungen, sitzen da und schauen zu, indem sie dabei allerhand Süßigkeiten verzehren; dasselbe thun auch die alten Männer. Kein Wunder, daß diese Dinge zur Nachtzeit betrieben werden, wenn alles Volk schläft, damit niemand es sehe. Doch nein, das geschieht nicht deshalb, weil man sich verdecken will — im Gegentheil, diese Leute glauben, daß sie durchaus nichts zu verbergen haben, daß das, was sie thun, etwas sehr Lobenswerthes ist, daß sie durch ihr Amüsement, bei welchem die qualvolle Arbeit von Tausenden von Menschen vergeudet wird, nicht nur niemanden schädigen, sondern daß sie vielmehr durch dasselbe den armen Leuten zu Brot verhelfen.

Es mag sein, daß es auf den Bällen recht lustig zugeht. Wie aber ist das möglich? Wenn wir mitten unter uns einen Menschen unserer Kreise sehen, der nichts gegessen hat und friert, so geniren wir uns, lustig zu sein, und stellen unsere Lustigkeit so lange ein, bis jener gegessen und sich erwärmt hat; ganz zu schweigen davon, daß man sich kaum einen Menschen vorzustellen vermag, der sich an einer Lustbarkeit theilnimmt, von welcher er weiß, daß sie andere Leiden verursacht. Wir finden doch auch das Benehmen jener bösen Knaben abscheulich, die sich damit belustigen, den Schwanz eines Hundes in einen zerspaltenen Stod zu klemmen und den Hund mit dem Stode laufen zu lassen.

Sind wir denn nun hier, bei unseren Amüsements, so vollständig mit Blindheit geschlagen, daß wir den zerspaltenen Stod nicht sehen, in den wir die Schwänze aller jener Menschen eingeklemmt haben, die um unseres Amüsements willen harte Leiden erdulden?

Wir leben so, als ob gar kein Zusammenhang bestände zwischen jener sterbenden Wäscherin und jener fünfzehnjährigen Prostituirten einerseits und unserem Leben andererseits — und doch muß dieser Zusammenhang uns grell in die Augen stechen.

Wir können wohl entgegen, daß wir nicht persönlich den Schwanz in den Stod geklemmt haben, doch haben wir nicht das mindeste Recht, zu bestreiten, daß unsere Amüsements nicht möglich wären, wenn der Schwanz nicht eingeklemmt wäre. Wir sehen nicht, welcher Zusammenhang zwischen der Wäscherin und unser Luxusleben besteht, aber nicht deshalb sehen wir es nicht, weil etwa ein solcher Zusammenhang nicht besteht, sondern einzig deshalb, weil wir einen Schirm vor uns aufgestellt haben, um eben nichts zu sehen.

Wenn dieser Schirm nicht existirte, würden wir sehr wohl sehen, was nicht zu übersehen ist.

Ist doch jede der Damen, die in einem Kleide für 150 Rubel zu jenem Balle gefahren ist, nicht auf einem Balle oder in einem Garderobemagazin geboren worden; sie hat vielmehr auf dem Dorfe gelebt und Bauern gesehen, sie kennt ihre Amme und ihre Kammerjungfer, deren Väter und Brüder arm sind, die es als das Ziel ihres langen, arbeitsreichen Lebens betrachten, 150 Rubel zum Ankauf eines eigenen Häuschens zu ersparen. Sie kannte diese Dinge — wie konnte sie also so lustig sein, da sie wußte, daß sie auf ihrem halbentblößten Leibe jenes Häuschens trug, von welchem der Bruder ihrer treuen Kammerjungfer sein Leben lang schwärmt?

Angenommen jedoch, daß sie zu einer derartigen Kombination nicht im Stande — dann muß sie immerhin wissen, das Sammet und Seide, Blumen, Spitzen und Kleider nicht von selbst wachsen, sondern von Menschen

angefertigt werden, und auch das muß sie wissen, was für Menschen das sind, unter was für Bedingungen und warum sie jene Gegenstände anfertigen. Sie muß wissen, daß die Nähterin, welche sie noch obendrein gescholten hat, ihr das Kleid durchaus nicht aus persönlicher Liebe zu ihr gemacht hat, sondern durch Noth gedrungen, um ihr Leben zu fristen, und den gleichen Schluß kann sie auch bezüglich der Spitzen, der Blumen und des Sammets ziehen.

Aber vielleicht ist das Hirn dieser Damen so umnebelt, daß sie auch dieser Einsicht nicht fähig sind. Nun, dann müssen sie doch wenigstens wissen, das fünf oder sechs alte, ehrbare, vielleicht kranke Leute, Lakaien, Kammerjungfern u. s. w., ihre Wege nicht geschlafen haben und um sie beschäftigt gewesen sind. Sie haben ihre müden, düstern Gesichter gesehen und sie wissen auch, daß während dieser ganzen Nacht, in welcher das Thermometer 28 Grad Kälte zeigt, ihr alter Kutscher draußen auf dem Bod sitzt.

Aber ich weiß, daß diese Damen auch das nicht sehen. Und wenn sie, diese junge Frauen und Mädchen, unter dem hypnotisirenden Einfluß des Balles alle diese Dinge nicht sehen, dann kann man sie schließlich nicht verurtheilen. Denn diese armen Geschöpfe thun nur das, was die älteren Leute für gut halten — wie aber können diese älteren Leute ihre Grausamkeit gegen die Menschen rechtfertigen?

Diese älteren Leute haben immer eine Ausrede bei der Hand: „Ich zwinge ja niemanden — die Sachen kaufe ich, und die Leute, die Kammermädchen und Kutscher, miethen ich. Kaufen und miethen ist doch nichts Böses! Wie gesagt, ich zwingen niemanden — was kann also Tadelnswerthes daran sein?“

In diesen Tagen besuchte ich einen Bekannten. Als ich das eine seiner Zimmer durchschritt, war ich sehr erstaunt, bei ihm, dem Junggesellen, zwei Frauen an einem Tische sitzend zu finden. Eine magere, gelbe, vorzeitig gealterte Frau von vielleicht dreißig Jahren führte mit ihren Händen irgend eine Manipulation aus, und zwar mit so nervöser Hast und so erstaunlicher Schnelligkeit, daß man glauben konnte, sie sei von Krämpfen befallen. Ihr gegenüber saß ein junges Mädchen, welches mit derselben nervösen Schnelligkeit arbeitete. Beide waren wie vom Weitzand befallen. Ich trat an sie heran, um zu sehen, was sie da trieben, und sie blickten mich an, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Vor ihnen lagen Häufchen von Tabak und Papierhüllen — sie machten Zigarretten. Die ältere Frau zerrieb den Tabak zwischen ihren Handflächen, füllte ihn in die kleine Maschine, stieß ihn in die Hüllen und warf diese dem Mädchen zu. Das Mädchen rollte die Hüllen zusammen und legte sie bei Seite. Alles das geschah mit solcher Schnelligkeit und solcher Anspannung, daß es sich jemanden, der es nicht gesehen hat, nicht beschreiben läßt. Ich drückte ihnen mein Erstaunen über diese Schnelligkeit aus.

„Seit vierzehn Jahren habe ich nichts anderes gethan — wie soll es mir dann schwer fallen?“ versetzte die ältere der Beiden. „Freilich, der Geruch ist unangenehm, und es schmerzt in der Brust.“

Sie brauchte das nicht erst auszusprechen — ein Blick auf das junge Mädchen genügt. Letzteres betrieb die Sache erst seit zwei Jahren, aber jeder, der es bei dieser Beschäftigung sehen würde, müßte sagen, daß dieser fröchtige Organismus infolge solcher Arbeit bereits zu zerfallen begann.

Mein Bekannter, ein gutmüthiger, liberal gesinnter Mensch, hat diese beiden Frauen zum Anfertigen von Zigarretten gemiethet und zahlt ihnen 2 Rub. 50 Kop. für das Tausend. Er besitzt Geld und giebt es für geleistete Arbeit hin — was liegt denn darin Schlimmes? Mein Bekannter steht um zwölf Uhr Mittags auf. Den Abend, von sechs bis zwei Uhr, bringt er beim Kartenspiel oder am Klavier zu; alle Arbeiten werden von Anderen für ihn verrichtet. Das Rauchen hatte er sich erst ganz kürzlich angewöhnt — es war eine neue Abwechslung in seinem genussreichen Leben.

Da ist diese Frau und dieses Mädchen, die mit knapper Noth ihren Lebensunterhalt verdienen, indem sie sich in Maschinen verwandeln und durch das Einatmen des Tabakdunstes ihre Lebenskraft zerstören. Und da ist dieser vornehme Herr, welcher Geld besitzt, das er nicht selbst verdient hat, und es vorzieht, beim Whistspiel zu sitzen, statt sich selbst Zigarretten zu drehen. Und dieser vornehme Herr giebt jenen beiden Frauen Geld unter der Bedingung, daß sie auch weiterhin so unglücklich leben, wie sie bisher gelebt haben, d. h. daß sie für ihn Zigarretten drehen.

Ich bin ein Freund der Sauberkeit und gebe der Wäscherin Geld unter der Bedingung, daß sie das Hemd wäscht, welches ich täglich zweimal wechsle. Dieses Hemd hat die letzte Arbeitskraft der Wäscherin aufgebraucht, und sie ist gestorben. Was liegt darin Arges? Jene Leute, welche kaufen und miethen, werden auch ohne mich Andere zwingen, Sammet und Konfekt zu fabrizieren, und ihnen diese Dinge ablaufen; sie werden auch ohne mich Leute zum Drehen der Zigarretten und zum Waschen des Hemdes miethen. Weshalb sollte ich mir also diese Dinge — den Sammet und den Konfekt, das reine Hemd und die Zigarretten — verschaffen, wenn der Gebrauch derselben einmal eingeführt ist?

Ich habe diesen Schluß schon oftmals, ja fast immer, wenn von der Sache die Rede war, gehört. Es ist das derselbe Schluß, den eine wahnsinnige Volksmenge macht, wenn sie irgend etwas zerstört. Es ist derselbe Schluß, dessen sich die Hunde bedienen, wenn einer von

ihnen einen andern gepackt und niedergeworfen hat und die übrigen sich auf den am Boden Liegenden stürzen, um ihn zu zerreißen. Die Sache ist einmal begonnen und verpflückt — weshalb sollte nicht auch ich mein Vergnügen daran haben? Ist irgend jemandem damit geblieben, daß ich ein schmutziges Hemd trage und mir meine Zigarretten selbst anfertige? So fragen die Leute in dem Bemühen, sich zu rechtfertigen. Wenn wir eben von der Wahrheit nicht so himmelweit entfernt wären, dann würden wir uns schämen, eine solche Frage überhaupt zu beantworten. Aber wir stecken einmal so tief in Lüge und Irrthum, daß eine solche Frage uns sogar natürlich scheint, und so müssen wir denn auch, so peinlich es uns sein mag, eine Antwort auf dieselbe geben.

Welcher Unterschied darin liegen wird, daß ich mein Hemd eine Woche lang und nicht bloß einen Tag tragen werde, und daß ich meine Zigarretten selbst drehen oder überhaupt nicht rauchen werde?

Der Unterschied wird der sein, daß irgend eine Wäscherin und irgend eine Zigarrettenarbeiterin ihre Kräfte weniger anstrengen wird, und daß ich das, was ich für das Waschen des Hemdes oder das Anfertigen der Zigarretten gegeben hätte, eben jener Wäscherin oder überhaupt irgend einer Wäscherin oder einem Arbeiter geben kann, der nun, statt seine Kräfte über Gehör anzustrengen, eine Ruhepause halten und ein Glas Thee trinken kann.

Aber da höre ich bereits einen Einwurf — so unangenehm ist es den Reichen, ihre Lage zu begreifen. Man wirft mir ein: „Gesezt, ich gehe in schmutziger Wäsche einher, höre auf zu rauchen und gebe das Geld den Armen, so wird man den Armen dieses Geld doch wieder abnehmen, und mein Tropfen ins Meer hat nicht den geringsten Nutzen gestiftet.“

Auf diesen Einwurf zu antworten, ist noch weit peinlicher. Dieser Einwurf ist so gewöhnlich. Die Antwort auf denselben ist sehr einfach.

Wenn ich eine Reise zu den Wilden unternommen habe, und diese bewirthen mich mit Koteletts, die mir sehr schmackhaft scheinen, und ich erfahre am nächsten Tage — oder ich sehe es vielleicht selbst — daß diese schmackhaften Koteletts von dem Körper eines Kriegsgefangenen herkommen, der eigens zum Zweck der Herstellung dieser schmackhaften Koteletts getödtet wurde — und wenn ich nun, nach alledem, das Verzehren von Menschenfleisch für unsittlich halte — dann werde ich und darf ich diese Koteletts niemals mehr essen, so schmackhaft dieselben auch gewesen sein mochten, so allgemein verbreitet auch die Gewohnheit des Menschenfressens unter meinen Mitmenschen sein mag, und so geringer Nutzen aus dem Umstande, daß ich die Koteletts verschmähe, dem zum Verzehren bestimmten Kriegsgefangenen auch erwachsen mag. Vielleicht werde ich auch einmal Menschenfleisch essen, wenn der Hunger mich dazu zwingen wird; ich werde jedoch keine Gastmähler geben, bei denen Menschenfleisch gespeist wird, noch werde ich an solchen Gastmählern theilnehmen, oder sie gar auffuchen und mit meiner Theilnahme an denselben prahlen.

Die Demokratie in der Schweiz und die Arbeiterbewegung.

Von Adam Maurizio.

II.

Den demokratischen Beweisführungen liegt die durch aus unbewiesene Annahme vom Vorhandensein eines Volkes als einem einheitlichen Körper zu Grunde. Das Einverständnis desselben mit den sozialen Einrichtungen mache den Fortschritt erst möglich. Unabhängig von der ökonomischen Stellung, in der sich der Bürger befindet, losgelöst von den Schranken, die seiner politischen Thätigkeit die heutigen Klassenunterschiede stellen, sei es möglich, ihm einen immer größeren Einfluß auf die Gestaltung des Staates zu verleihen. Die Befugnisse der Staatsgewalt beschränken, die politische Macht ganz in die Hände des Volkes legen, auf dem Wege des Vorschlagsrechts (Vollinitiative) neue Gesetze schaffend, jeden Uebergang irgend einer Interessentenklique verhindern; noch mehr, das Volk, jeden Einbruch in seine Rechte voraussetzend, solle gesetzliche Bestimmungen treffen, die ihn unerschütterlich machen. — Sollte das Leben der Gesellschaft einem Wellenmeer vergleichbar sein, welchem das einfache Mittel der Uebereinstimmung des Gesetzgebers mit dem Inhalt des Gesetzes wieder Ruhe gebietet? Eine Interessenzerstreuung: die sich entgegen, obgleich in gleicher Richtung wirkenden Kräfte führen das Gleichgewicht herbei, wobei wir die Frage ganz außer Acht lassen, ob denn ein solches jemals bestand. Der ganze Plan entspricht dem Wunsche der Kleinbürger, in ihrer Unbeweglichkeit sich nicht stören zu lassen. (Und man findet unter ihnen keinen ernstlichen Anhänger des Zentralismus, was ganz natürlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die heutige politische Gliederung des Landes in Kantone den Kleinbetrieblern einen mächtigen Schutz gewährt. Eigentlich ist sie die einzige eidgenössische, die schweizerische sozial-demokratische Partei, sie zählt aber nur 1500 Mitglieder und zweifelt, ob es möglich wird, sie in nächster Zukunft zu vergrößern. Vielmehr ist der „Schweiz. Soz. Dem.“ der Ansicht, daß es mit der heute bestehenden Sozialreformpartei, die, aus besagten heterogenen Elementen gebildet, eigentlich diesen Namen nicht verdient, sein Bewenden haben wird. Die Sozialdemokraten rechnen mit den vorhandenen Volkswerten, und benutzen

sie auch erfolgreich. Wie tief sie übrigens mit den geschilderten Bedingungen ver wachsen, beweist am besten der Umstand, daß sie es meistens für inopportun halten, dem alles überwuchernden Patriotismus entgegen zu treten.)

Einwendungen werden mit Argumenten erwidert, die ihres Gleichen suchen: „Politische Bildung“; man braucht dem Volke nur Gelegenheit zu geben, Dummheiten zu begehen und es wird das „Richtige“ schon finden, „im Volke sprudelt ein unerlöschlicher Born der Künste“ u. s. w., ein leichtes Gewäch.

Die Schweiz kennt noch das aus andern Ländern verschwundene Gemeindebürgerrecht. Dem Gemeindebürger steht aber das „engste“ Vaterland viel näher, als das weitere mit dessen revolutionären Kulturbestrebungen, die auf einer höheren Stufe der ökonomischen Entwicklung erwachsen. Manchmal werden diese Bestrebungen von ihm adoptirt, und er gelangt dann von einem reaktionären Standpunkt zu einem die ursprüngliche Demokratie vernichtenden Schluß.“ Ein Ausnahmefall, dessen spezielle Beleuchtung hier absteht liegt. Die Demokratie (wir fassen in diesem Namen die Summe aller Bestrebungen um Erweiterung der Volkswerte zusammen, von welcher Seite sie auch stammen mögen) besteht auf Grundlage von kleinen Gemeinwesen, die über den Interessen eines ein paar Kilometer weiten Landes die ganze übrige Welt vergessen. Sie ist die Form des Widerstandes, den Naturalwirtschaft und Kleinbetrieb aller Art sie zersetzenden Einflüssen des Kapitalismus entgegenzusetzen. Vor dem Richterstuhl der zurückgebliebenen Produktionsweisen haben alle Parteien recht, sofern sie nur die Ruhe des Gemeindebäuerthums nicht stören. O ja, im Grunde haben Alle ihr Gutes, Ultramontane, Konservative u. und auch die sogenannten Durchgangs — einigermassen — Sozialdemokraten. Diese neue Probe politischer Romantik räumt allen Parteien die Existenzrechtigung ein, in göttlicher Toleranz zollt sie Anerkennung und giebt die Berechtigung der Forderungen der verschiedensten Parteien zu; stets mit gleicher Konsequenz der Demokratie folgend, zeigt sie endlich einem großen Theil der Arbeiter die gepflasterten breiten Pfade des Opportunismus. Ein Theil der Arbeiterführer folgt der etwas ansteigenden goldenen Mittelstraße. Es ist der Vortheil der Bildung; sie schafft Amt und Würde.

Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen, Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Sozialismus und Revolution.

Von Mac-Arle.

II.

Wer etwas von den Ereignissen von 48 kennt, kann leicht verstehen, wie diese Revolution, deren natürlicher Gang, deren Tendenzen sozialistisch waren, die sich auf Sozialismus berief, sich seiner rühmte: wie sie für das Proletariat gar nichts leistete. Er wird den Grund darin finden, daß in dem Augenblick, wo die Revolution ausbrach, von dem unwiderstehlichen Trieb der Umstände, die schon so viele andere Revolutionen herbeigeführt haben, hervorgebracht, es in Paris keine wahren Sozialisten gab, denen die Ueberzeugung Energie genug verliehen hätte, um sich fähig hinzuzumischen in die Ereignisse und sie zu beherrschen. Die Blanquisten waren im Gefängniß oder vertrieben, infolge vorausgegangener Empörungen. In jenem Augenblick waren in Paris theoretische Utopisten vorherrschend, die ihre Zeit damit vergendeten, zu thun, was heutzutage auch viele begehen; ihre friedlichen, anti-revolutionären Empfindungen zu betheuern, ihren Wunsch, immer auf bürgerlich-gesetzlichen Wegen zu wandeln. Als das Volk, das sozialistische und nichtsozialistische, den ewigen Ursachen folgend, seinen außerordentlichen Sieg über die Ordnung der bestehenden Verhältnisse davon getragen hatte, stellten sie sich nicht an die Spitze der Menge, sondern ihr gegenüber, sie verloren die Führung und thaten nichts, um die Massen den bürgerlichen Intriguen zu entziehen, weil sie nicht den Muth hatten.

Später wollte Blanqui die Versäumniß gut machen. Er wollte durch einen zweiten Aufstand die Macht gewinnen, deren man sich zum ersten Male zu bemächtigen nicht verstanden hatte.

Es war natürlich zu spät. Man kann nicht willkürlich Augenblicke herbeiführen, wo der Sieg gewissermaßen durch die Verhältnisse bestimmt wird.

Die Bewegung war unwiderruflich verloren, dank der Abneigung der Sozialisten, Ereignisse auszunutzen, mit deren Hilfe sie hätten siegen können.

Ich halte es aber für gänzlich unvernünftig, den revolutionären Geist als Ursache der Niederlage des Proletariats zu bezeichnen. Und solcher Beispiele könnte

*) Bei dieser Gelegenheit ist auf folgendes aufmerksam zu machen. 1. Volkswerte, eine Weiterentwicklung der Institutionen, wie sie in uralter Form der Landgemeinde (Ausübung der Volkswereineit in freien Versammlungen mittelst offenen Handrechts) und des Gemeinderathes (Graubünden u. Wallis) feste Begleiter des Urtommens, auch seinen Ueberresten anhaften; wo diese verschwanden, als ihre Hinterlassenschaft zurückblieben, und modifizirt auf eidgenössischen Boden übertragen wurden. Als eidgenössisches Recht (in der ganzen Schweiz geltend) müssen sie dann mit den primitiven Rechtsverhältnissen in Konflikt gerathen; denn diese kennen in vielen Kantonen kein einheitliches Gebrecht, es gilt für jeden Bezirk ein anderes Statutarrecht, kein Wechsel- und Handelsrecht (jetzt ist dem Mangel zum Theil durch eidgenössische Gesetzgebung abgeholfen), kein Kriminalrecht, wenigstens kein gedrucktes, keine kodifizierte Strafproceßordnung u. s. w. 2. Von modernen Verhältnissen untreubar, auf ihnen aufgebaute Sozialreform, die den zurückgebliebenen Landbestritten Kosten auferlegt, für sie also voraussetzungslos gut. Den Widerspruch suchten wir zu lösen. D. B.

man viele anführen. Wir dürfen in dem Haß gegen diesen Geist nicht so weit gehen, um uns in einem kritischen, entscheidenden Moment von der Menge zu trennen. Doch wenn ich sage, daß wir uns nicht von der Menge trennen dürfen, weiß ich trotzdem sehr gut, daß wir eine Thorheit begingen, wenn wir sie zu einer Empörung aufreizten, deren Erfolg wir nicht kennen. Das dürfen wir auch nicht.

Müssen wir ihr auch zur Seite stehen in Augenblicken, wo sie durch ihre natürliche Lage gezwungen, außerhalb der gewöhnlichen Bahn sich begibt, so heißt das noch nicht, daß wir zu grausamen Gewaltthaten kommen müssen, wozu sie ein blinder Horn treiben. Im Gegentheil kann unter solchen Umständen unsere Verbindung mit ihr einen vornehmlich moralischen intellektuellen Hintergrund haben, und kann ganz besonders dazu dienen, unnütze Grausamkeiten zu verhindern.

Wir verstehen also unter der revolutionären Stellung, welche die Partei in der revolutionären Situation einnehmen muß, die der Ausbreitung der neuen Ideen so günstig ist: daß die Partei sich nicht von den Ereignissen loszuziehen soll. Sie soll ihre ganze Kraft einsetzen, soll soziale Neuerungen einrichten, welche allein der Gesellschaft der Zukunft die schrecklichen Empörungen ersparen, mit denen sie heutzutage bedroht ist.

Durch die Ereignisse unter den betreffenden Umständen geleitet, wird man erkennen, was man thun muß. Die nüchternere Wahrheit der Lehren der Partei kann sogar von den herrschenden Klassen wohlthätig empfunden werden, wenn sie es nämlich versteht, ihr Vorrecht ganz oder theilweise freiwillig aufzugeben. In solchen Augenblicken, wo sie den schrecklichen Konsequenzen ihres Organismus gegenübersteht, treibt sie ein alles Faule zerstörender Wind, dessen Entstehungsort die Ereignisse bilden.

Darum muß die Partei, welche sich über die Ursachen des Uebels klar ist, von dem das Volk heimgesucht wird, und die nöthigen Heilmittel kennt, damit in dem kritischen Augenblicke hervortreten, um allem, was in seinem Interesse liegt, Ausdruck zu verleihen.

Das ist unser ganzer Zweck. Die Revolution — die wahre Revolution, nicht der Straßenkampf — betrifft den gesellschaftlichen Organismus. Diesen Begriff der Revolution habe ich in diesem Artikel vor Augen gehabt. Sie ist es allein, die im Stande ist, den gewaltthätigen Bewegungen ein Ende zu machen, sie aus einer zivilisierten Gesellschaft zu verbannen, wie man einer Krankheit ein Ende macht, deren Wurzel man zerstört.

Die Partei ist der Kopf des Volkes und muß es auch unter allen Umständen bleiben. Und der Kopf hat oft blinde Leidenschaften zu zügeln.

Der Kopf muß das Thun des Volkes, oft gegen dessen Willen, auf den Weg der Mäßigkeit, der kalten Vernunft zu führen suchen.

Und dieser Kopf darf in keiner Lage thätig zu sein aufhören. Die Menge muß ihn niemals aus dem Auge verlieren.

Er muß ihr das Zeichen geben zu einem Vorwärtsschreiten ohne Leidenschaft, ohne Zorn, aber auch ohne Unentschlossenheit.

Maday's „Anarchisten“.

Wir haben das neue Buch von Maday leider nicht erhalten und können deshalb keine eigene Besprechung geben. Wir finden jedoch im „St. Louis Tageblatt“ eine sehr hübsche Kritik des eigenthümlichen Buches, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

In seinem vor einigen Monaten erschienenen Buche „Die Anarchisten“ — Kulturgenälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts — überraschte, enttäuschte und verblüffte der „Sturm“-Dichter seine Freunde, Genossen und Bekannten mit einem Versuche, sie vom kommunistischen Anarchismus zum individualistischen (des Herrn Benjamin R. Tucker von Boston) zu bekehren, sowie mit einer Huldigung Proudhons und dessen kleinbürgerlicher Theorien.

Ein paar Kapitel befinden sich in dem Buche, welche das Thema des Verfassers absolut nicht berühren, — Schilderungen aus dem Leben des Eastend-Proletariats von London; ganz nett geschrieben und angenehm zu lesen — aber ohne inneren Zusammenhang mit den „Anarchisten“.

In der Einleitung spricht der Verfasser die Zuversicht aus, in diesem Buche „die völlige Unvereinbarkeit anarchistischer und kommunistischer Weltanschauung, die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit gewaltsamer Taktik, sowie die Unmöglichkeit, irgend eine Lösung der sozialen Frage durch den Staat bewiesen zu haben“.

Er bekämpft sich als Proudhon's Mann und prophezeit, daß sowohl dessen „titantische Arbeit“, wie Max Stirner's „unsterbliches Werk“ („Der Einzige und sein Eigentum“ — welches beiläufig die „individualistische“ Freiheit der Geschwistertheorie vertheidigt) durch ihn wieder zu Ehren kommen werden; in dieser Zuversicht unterstützt ihn „Benj. B. Tucker mit der unbefleglichen Waffe seiner „Liberty“ in der neuen Welt“; „oft habe ich“ — sagt er — „in den einsamen Stunden meiner Kämpfe einen Blick auf das funkelnde Licht gerichtet, welches von dort aus die Nächte zu erhellen beginnt.“

Stolz auf den Namen „der erste Sänger der Anarchie“, mit dem ihn freundliche Stimmen begrüßten, als er vor 3 Jahren die „Sturm“-Gedächtnisse der Öffentlichkeit übergab, hofft Maday, „auch der erste Verfechter der

anarchistischen Idee zu sein“; er fühlte den unabwiesbaren Beruf zu dieser geistigen Führerschaft in sich, „in diesen Tagen der wachsenden Reaktion, welche in dem Siege des Staatssozialismus ihren Höhepunkt erreichen wird.“

Beiläufig (S. 365) erklärt er den Sozialismus als „die letzte Universal-Dummheit der Menschheit“.

Zunächst wollen wir Maday's politischen Standpunkt zu ermitteln suchen.

Das Bekenntniß, daß er die Gewaltanwendung für zwecklos und schädlich hält, hat er bereits in der Vorrede abgelegt.

Im Verlaufe der Unterredungen zwischen der Hauptperson des Buches, Carrard Auban (einem „individualistischen Anarchisten“) und dem Arbeiter Trupp Vertreter der kommunistisch-anarchistischen Richtung Most's und der „Propaganda der That“ wird dieser Gedanke des Weiteren ausgeführt.

Der „Propaganda der That“, den Attentats-Viehhabern, wirft er vor, daß sie nur den Feinden in die Hände arbeiten und den Namen „Anarchist“ zum Abscheu wie den von Mördern und Räubern gemacht werden. Most's Kriegswissenschaft erklärt er für ein gewissenloses Buch und im Uebrigen sagt er von ihm und seinen Mitarbeitern (S. 261):

„Daß es jämmerliche Feiglinge sind, und daß das Blatt, welches vor einiger Zeit schrieb, man möge doch endlich einmal dem Manne, der von New-York aus unablässig nach dem Kopf eines europäischen Fürsten schrie, ein Billet nach Europa kaufen, um ihm so die Gelegenheit zu geben, sich ihn dort selbst zu holen, gar nicht im Unrecht war.“

Wenn nun der kommunistische Anarchismus ein Verbrechen und der Sozialismus eine Dummheit ist — unsere letzten Ziele weder durch Gewalt, noch auf dem Wege der staatlichen Gesetzgebung, der Evolution erreicht werden können — was dann?

Nun kommt die große Offenbarung Maday's über die politischen Methoden des „individualistischen Anarchismus“:

„Die moderne Kriegskunst erkennt nunmehr den Werth der Defensive an.“ (S. 313.)

„Was Ihr thun sollt, weiß ich nicht. Das müßt Ihr selber wissen. Aber ich behaupte, der passive Widerstand gegen die aggressive Gewalt ist das einzige Mittel, dieselbe zu brechen.“ (S. 314.)

Bisher in der Geschichte des Jahrhunderts nur in vereinzelten Fällen hier und da nur zeitweilig zur Erzwingung gewisser politischer Forderungen benutzt — müßte einst der prinzipiell angewandte passive Widerstand gegen die Regierung — vor Allem in der Steuerverweigerung — zur vorgehaltenen Waffe werden, an welcher der Staat langsam verbluten würde.“ (S. 354.)

„Steuerverweigerung“ hat nur einen Sinn, wenn der Rebell gewillt und im Stande ist, den passiven Widerstand der Steuerverweigerung zu einem dauernden zu machen, das heißt, eventuell vom passiven Widerstand zum aktiven überzugehen. Das kann aber nur durch Gewalt — wie seitens der irischen Pächter — geschehen, doch die Gewalt verabscheut unser Verfasser. Womit ist seine „Steuerverweigerung“ eine Farce.

Der Staat beruhigt sich nicht bei der Steuerverweigerungs-Erklärung des Rebellen; sondern er schießt ihm den Scheriff und bewaffnete Mannschaft ins Haus, um ihn auszuplündern. Dabei „verblutet“ zunächst der Steuerverweigerer.

„Sturm!“ Im Glase Wasser! —

Was der „Sturm“-Dichter in nationalökonomischer Beziehung leistet, ist noch gewaltiger, als sein politisches Steuerverweigerungs-Manifest, seine Lehre vom passiven Widerstande.

Wie schon angedeutet, ist Maday Proudhonist.

Als Auban (die Hauptfigur des Gemäldes) noch nicht individualistischer, sondern kommunistischer Anarchist war — sah er in dem größten und kühnsten Manne seiner Zeit (Proudhon) nichts als den Verräther an der Sache des Volkes, weil er die Schlachten des Juli nicht mitgemacht hatte. (Vielleicht Druckfehler für Junischlacht.) Blind wie er war, vermochte er ebenjowenig das Projekt (Proudhon's) zu begreifen — vielleicht das bedeutendste und weittragendste, das jemals einem menschlichen Gehirn entsprossen — welches Proudhon ein halbes Jahr als Banque d'échange erörterte.“ (S. 114.)

Gemeint ist das Proudhon'sche Zettelbank-System, oder der Gegenseitigkeits-Kredit mittels Zirkulations-Bons, durch welchen das Eigentum reformirt und verallgemeinert werden sollte.

In gewissem Sinne entsprachen bekanntlich dieser Idee die populären Bastiat-Schulze'schen Kredit- und Vorschauvereine für die kleinbürgerlichen Elemente; ferner auch die Wechselreiter-Praktiken, die heute noch allenthalben in Flor sind.

Maday scheint der Alltagswelt und namentlich dem Geschäftsleben gänzlich fern zu stehen, so daß er keine deutliche Vorstellung von den Wirkungen eines sich aller staatlichen Kontrolle entziehenden, die Gesamtheit umspannenden Kredit-systems hat.

Da Proudhon dem Staate jede andere Funktion, als administrative, abspricht und ihm nicht gestattet, in die Regulirung jenes Credits auf Gegenseitigkeit systematisch einzugreifen, so würde schließlich die gesammte, am „Gegenseitigkeits-Kredit“ theilhaftige Handels-Welt eine einzige, große Wechselreiter-Gesellschaft werden. Denn nichts ist so verlockend, wie „Gegenseitigkeits-Kredit“

gingirte Werthe in Zirkulation zu setzen, die sich nicht realisiren lassen; und als unausbleibliche Folge davon erscheint dann der Krach, der Krach, der große, große Krach.

Nun ist freilich noch ein himmelweiter Unterschied, ob ein Proudhon vor 50 Jahren die kapitalistische Entwicklung, die Konzentration des Großkapitals durch ein Gegenseitigkeits-Kredit-system aushalten und beziehentlich unterdrücken wollte, oder ob heute, in der Blüthezeit des Kapitals, Jemand, der sich zur geistigen Führung des Proletariats berufen glaubt, seine Präntensionen darauf gründet — daß die letzten 50 Jahre kapitalistischer Entwicklung nicht für ihn existiren.

Denn Maday bekennet sich unumwunden zur altkleinbürgerlichen Theorie: die Lösung der sozialen Frage bestehe darin, daß Jedermann Kapitalist werde; Jedermann Kapitalist oder Händler ic. — und zwar mittelst des zinslosen Gegenseitigkeits-Kredites.

Auban sagt — nachdem er vom kommunistischen zum „individualistischen Anarchismus“ bekehrt war — (Seite 147):

„Die Manchesterer beschränken die Konkurrenz der Mittellosen unter sich, während sie das Kapital mit Hilfe staatlicher Gewalt der Konkurrenz entziehen, es monopolisiren. Wir dagegen wollen es popularisiren, es Jedem ermöglichen, Kapitalist zu werden, indem wir es durch die Freiheit des Credits Jedem zugänglich zu machen suchen und es zwingen, wie jedes andere Produkt, an der Konkurrenz theilzunehmen.“

Weiter erklärt Auban (Seite 148) echt „individualistisch“:

„Ich erwarte und verlange keine Zuertheilung von Rechten seitens der Gesamtheit und ich fühle mich ihr gegenüber zu Nichts verpflichtet.“

In altem Slang ausgedrückt, klingt das weit verständlicher: „Jeder für sich und Gott für uns Alle.“

In Amerika sehen wir ja recht deutlich, wohin jene „individualistische Freiheit“, jene unbeschränkte Selbstsucht des Individuums, jene Gleichgiltigkeit und Rücksichtslosigkeit der Gesamtheit gegenüber, das Gemeinwesen führt.

Es mag unter Umständen heroisch klingen zu sagen: „Ich erwarte und verlange keine Zuertheilung von Rechten seitens der Gesamtheit“ — aber bei näherer Untersuchung wird Jedermann finden, daß das eitel Maulmacheret ist; ohne „Zuertheilung von Rechten seitens der Gesamtheit“ kann Niemand zu einem Bissen Brot, zu einem Rod, oder zur Buchstabirkunst gelangen. Alles, was wir sind und haben, verdanken wir der aufgespeicherten Arbeit der „Gesamtheit“, von deren Resultaten wir die Nutznießung in Anspruch genommen haben.

Unser „Individualist“ verteidigt sich dahin, der Gesamtheit die Anerkennung des von ihr Empfangenen zu verweigern, sowie jedwede „Verpflichtung“ ihr gegenüber abzulehnen.

In Menschen solcher Art steckt ein abscheulich-widerlicher, hassenswerther Hochmuthssteufel; sie verleugnen ganz und gar ihr Menschenthum, die Liebe, welche die schwersten Verpflichtungen in sich birgt.

Maday's Ideal eines „individualistischen Anarchisten“, der nur seine und nichts als „seine“ Freiheit kennt — erscheint uns als ein Scheusal, bei dessen Anblick es einem zwar nicht „gruselt“ (wie dem „der Räuber und Mörder“, als welche er die „kommunistischen Anarchisten“ ausmalt), aber in dessen Nähe man erriethen kann.

Uns scheint, daß man den guten Maday in Amerika sehr überschätzt; bei uns hat sein Buch lange nicht das Aufsehen erweckt, wie drüben. M. hat ursprünglich ganz hübsche Naturlyrik gemacht, ja, nicht gerade originell, aber doch ganz niedlich. Später hat ihn der Haber geistochen, und das ist ihm zu wenig gewesen; seit der Zeit hat er schwulstige lyrische Rhetorik produziert, die kein Mensch lesen kann, ohne vor Langweile zu sterben. Das Produkt einer hochmüthigen Mittelmäßigkeit ist offenbar auch das letzte Buch. Jeder Mensch kann Tüchtiges leisten, aber erste Bedingung dafür ist, daß er die Grenzen seiner Begabung kennt. Solche Hochmuthsnarren, die sich über sich selbst erheben, nimmt Niemand auf die Dauer ernst.

Dieser geistige Hochmuth liegt im Grunde genommen dem ganzen Geschrei von „Individualität“ und „Individualismus“ zu Grunde, denn ins Deutsche übersetzt heißen die Redensarten: „Ich bin geschickt, aber ihr Andern seid alle dumm.“ Das ist der Grundgedanke bei Leuten wie Stirner und Nietzsche, und das ist auch der Grundgedanke bei den Kleinen, wie Maday. Der Unterschied zwischen ihnen ist, daß die ersten nur theilweise komisch wirken, die letzten aber ganz. Man sollte also wirklich nicht das schöne Pathos so verschwenden, wie es das „St. Louis Tageblatt“ in seiner Madaybesprechung thut, gegen Karren kämpft man nicht mit Schwertern, sondern mit Britischen.

Deutscher Reichstag.

Der Disputierklub beginnt seine Sitzungen wieder nach langer Unterbrechung, während der das politische Leben still gestanden hat. Wenn wir keinen Reichstag hätten! —

120. Sitzung.

Erste Berathung des Gesetzentwurfs betreffend die Bekämpfung des Sklavenhandels.

Man rüdt diese unmoralischen Händler mit (schwarzen) Sklaven jetzt gehörig zu Leide, und bekämpft sie nicht nur vermittelst einer Votterie, des Nordbrennens und des preussischen Fußels, sondern sogar durch ein Gesetz. Leider hat bei den Berathungen Niemand darauf hingewiesen, daß die Nordbrenneret und der Fußel, doch die sichersten Mittel sind. Wenn Peters

und Genossen erst alle Einwohner Afrikas todtgeschossen oder Boermann sie durch Schnaps vergiftet hat und zum Ueberflus sammtliche Dörfer verbrannt sind, so hört der Sklavenhandel von selbst auf.

Abg. **Arrenberg** (Zentrum) bittet um Auskunft, ob es wahr ist, daß der Sklavenhandel von den deutschen Behörden gefördert wird?

Direktor **Kaiser** meint, das ist nicht so schlimm.
Abg. **Hintelen** ist von dieser Erklärung befriedigt. Ge- nüglicher Mann!

Eine Petition des Kreisgerichtsraths Hilse betr. die Aus- dehnung des Kranken- und des Unfallversicherungs- gesetzes auf die Inassen der Gefangenen-Anstalten.

Abg. **Rebel** (Soziald.) weist darauf hin, wie hier die äußerste Rechte wieder einen Standpunkt einnehme, der sich mit den Forderungen des Christenthums so wenig in Einklang bringen lasse. Dabei kämen die Herren Bredow und Genossen in Kon- flikt mit den Interessen der freien Arbeiter nicht nur, sondern auch der Unternehmer, welche freie Arbeiter beschäftigen. Denn wenn Strafgefangene nicht versicherungspflichtig seien, so sei das eine Prämie für die Unternehmer, die Gefangene beschäftigen. Und je mehr man den freien Arbeitern Konkurrenz schaffe durch Beschäftigung Strafgefangener, desto mehr erschwere man den freien Arbeitern die Möglichkeit, Arbeit zu finden, desto mehr nehme auch die Kriminalität zu, namentlich der Rückfälligen.

Petition betr. Revision des Wuchergesetzes. Hier tummeln sich die Antisemiten und führen ein Tourneer mit den Philosemiten auf.

121. Sitzung.

2. Lesung der Krankenversicherungs-Novelle. Ver- schiedene Anträge, darunter Antrag Auer, alle gegen Lohn oder Gehalt beschäftigten Personen für versicherungspflichtig zu er- klären, einschließlich der Hausindustriellen und derjenigen Familien- angehörigen eines Gewerbetreibenden, deren Beschäftigung in dem Gewerbebetriebe nicht auf Grund eines Arbeitsvertrages stattfindet. Auch soll die Versicherungspflichtigkeit nur bei Be- triebsebenen, Handlungsgehilfen, Apothekergehilfen, Anwalts-, Notar-, Gerichtsvollzieher-Gehilfen, ferner bei den von Kranken- kassen, Berufsgenossenschaften, Versicherungsanstalten, sowie in Kommunalbetrieben und im Kommunaldienst beschäftigten Per- sonen an die Voraussetzung gebunden sein, daß ihr Lohn oder Gehalt 6% Mark pro Arbeitstag nicht übersteigt.

Abg. **Goldschmidt** (Dfr.): Mit der Versicherungspflicht schwächt man bei den Handlungsgehilfen das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit. (Sehr gut! Sankt Manchester muß ja der- artige moralische Fragen verstehen, als Heiligter.)

Abg. **Brühns** (Soz.) vertheidigt den sozialdemokratischen Antrag, da kein Grund vorhanden sei, einen Theil von Arbeiter- kategorien von der Wohlthat des Versicherungszwanges auszu- schließen. Freilich ist die jetzige Organisation des Zwangsstufen- wesens nicht eine solche, die populär werden könnte, man hätte vielmehr an die Organisation der freien Klassen anschließen, man hätte das bürokratische Element vermeiden sollen. Das Gefinde falle nicht unter den Zwang, obgleich die Gefindeordnung den Dienstboten im Krankheitsfalle ziemlich schutzlos lasse; denn die Herrschaft habe nur für Krankenverspehung bis zum Tage des geschlichen Dienstantritts zu sorgen und dabei nur bei solchen Erkrankungsfällen, welche im Dienste oder durch den Dienst herbeigeführt worden sind. Der Dienstbote stehe in dieser Be- ziehung also im Nachtheil gegenüber dem gewerblichen Arbeiter. Ähnlich verhalte es sich mit den Seelenten. Auch die Haus- gewerbetreibenden hätten ein Recht auf Schutz im Erkrankungs- falle, denn Hunderttausende unter denselben wären ebenso un- selbständig und noch unselbständiger als die übrigen gewerblichen Arbeiter und befänden sich in einer nicht besseren Lage.

Abg. **Ebert** (Dfr.) meint, wir sollten einzuweisen gar keine weiteren Gesetze mehr machen, denn die Sache hat doch ihre Schattenseiten.

Abg. **Schrader** (Freis.) hat eine große Entdeckung gemacht: er weist darauf hin, wie die Parteien zur Rechten und zur Linken im Prinzip dasselbe wollten. Nur mit dem Unterschiede, daß die anderen Parteien nach und nach machen wollten, was die Sozialdemokraten mit einem Sprünge machen wollten, wo- gegen die freisinnige Partei der wahre Jakob sei. Wie Gold- schmidt die „eigene Verantwortlichkeit“, so will er die „eigene Straft“ der Handlungsgehilfen erhalten. Gott, was für Catone!

Abg. **Singer** (Soz.) plaidirt nochmals für weitgehenden Versicherungszwang, im Gegensatz zu den Freisinnigen. Im Einklang mit diesen würden er und seine Freunde allerdings Allen zustimmen, was zur Wahrung der Interessen der freien Klassen diene. Charakteristisch sei die Aeußerung Ebert's, die Freisinnigen wollten Schul- und Militärschwang, aber keinen Zwang in wirtschaftlichen Dingen. Wo das Bourgeois-Interesse in Frage komme, da erkenne der freisinnige Manchester-Standpunkt den Zwang an. Einen Vorgehensmaß davon hätten seine Freunde erhalten, als ihr Antrag auf obligatorische Fortbildungsschulen in Berlin von der freisinnigen Majorität in der Kommunal- vertretung abgelehnt worden sei. Den Zwang für Handlungs- gehilfen befristend, erwähnt Redner, von insgesamt 600 000 Handlungsgehilfen seien nur 30-40 000 in Hilfsklassen versichert. Bei solcher Indolenz derselben müsse man sie zwangsweise gegen die Folgen von Krankheit schützen. Der einzig akzeptable Antrag sei der sozialdemokratische, der den Versicherungszwang so weit als möglich greife.

§ 1 wird in der Kommissionfassung angenommen.

122. Sitzung.

Die zweite Beratung der Krankenversicherungs- Novelle wird fortgesetzt bei § 2. Derselbe zählt auf, welche Personen durch Ortsstatut dem Versicherungszwange unter- worfen werden können. Ein Antrag Brühns-Vollenkamp (Soz.) will hier hinzufügen: Dienstboten, einschließlich des in Land- oder Forstwirtschaft beschäftigten Gefindes.

Abg. Graf **Holstein** (Konf.): In der ersten Lesung der Kommission sei ein konservativer Antrag, die Dienstboten den Bestimmungen dieses Gesetzes zu unterwerfen, angenommen worden. Erst bei der zweiten Lesung sei die betreffende Be- stimmung gestrichen worden, weil die Vertreter der verbündeten Regierungen sich so entschieden dagegen erklärt hätten. Aussicht, daß der Antrag Brühns von der Regierung akzeptirt werde, bestehe deshalb nicht.

Abg. **Ebert** (Dfr.) ist gegen den Antrag, weil schon in der Kommission festgestellt sei, daß dadurch die Dienstboten nicht besser gestellt würden. (I)

Antrag Vollenkamp wird abgelehnt.
Zu § 3 (Ausschluss der Personen des Soldatenstandes und der im Staats- oder Kommunaldienst Beschäftigten, die im Er- krankungsfall Anspruch auf Fortbezug des Gehaltes oder Unter- stützung auf mindestens 13 Wochen haben) beantragt Abg. Auer die Verlängerung der vorausgesetzten Unterstützungsdauer auf ein Jahr.

Abg. **Siehl** (Zentr.): Geht nicht, weil die Ortskrankenkassen sonst ruinirt würden.

Staatssekretär v. **Göttlicher** sagt dasselbe.
(Also auf deutsch: Wenn die Leute etwa krank werden, so daß sie länger als 13 Wochen liegen, dann können wir ihnen mit unseren Kassen nicht helfen — schöne Kassen, schöne Sozial- reform!)

An einen Antrag Dr. **Söffel** (Eli.), daß die ärztliche Be- handlung nur durch einen approbirten Arzt geschehen dürfe, knüpft sich eine allgemeine Unterhaltung über die Naturheil- methode. Herausheben wollen wir nur eine naive Aeußerung von

Abg. **Virkow** (Dfr.): Ein Naturarzt hat doch nicht wie ein staatlich approbirter Arzt wissenschaftliche und gemeinnützige Interessen, sondern es kommt ihm nur darauf an, zu rentiren, und darum ist seine Konkurrenz nicht immer eine würdige. -- Die Entdeckung, daß die staatliche Approbation den Leuten wissenschaftliche und gemeinnützige Interessen verleiht, ist jeden- falls sehr gut.

123. Sitzung.

Abg. **Rebel** (Soz.): Bezüglich der Zuziehung nur appro- birter Aerzte sieht Redner auf entgegengesetztem Standpunkte wie die Antragsteller. Das Interesse der Aerzte müsse zurück- stehen hinter dem Interesse der ärmeren Bevölkerung. Die Be- strebungen der Aerzte seien seit den letzten 10 Jahren reine Zinnungsbestrebungen geworden. Man dürfe aber nicht ver- gessen, daß in der letzten Zeit eine Umwandlung der medizinischen Wissenschaft stattgefunden hat, gerade auf Anregungen aus Laientreisen. Er selbst würde sich nie an einen Kurpfuscher wenden, aber die Anschauungen darüber seien verschieden, und nicht nur aus den Ungebildeten, sondern gerade aus den wohl- habenderen Kreisen rekrutirten sich die Anhänger der Naturheil- methoden, z. B. der Aneipp'schen Kur. Der Begriff „approbirter Arzt“ sei ein viel zu enger. In Berlin gäbe es eine Anzahl weiblicher Aerzte, die auch keine approbirten Aerzte seien, aber eine ausgezeichnete Praxis hätten und jedenfalls auch eine aus- gezeichnete Vorbildung im Auslande genossen hätten. Diese würden nach dem Antrage Virchow nicht kassenärztlich werden können und ebenso viele Andere, die zwar nicht approbirte Aerzte, aber doch in der Heilkunde große Erfolge hätten, ferner aus- ländische approbirte Aerzte, die aber in Deutschland nicht approbirt seien. Die Voraussetzung des Antrages Virchow würde die Pflicht für den Arzt sein, überall, wohin er gerufen werde, auch zu kommen; ja, die eigentliche Voraussetzung wäre sogar die Verhaftung der Aerzte. Für die Seelenärzte gebe der Staat jährlich Millionen aus, für die Aerzte des Körpers keinen Pfennig, obgleich diese noch seiner persönlichen Ansicht wichtiger seien als die Seelenärzte. (Weiter!) Redner ver- weist weiterhin darauf, daß auf dem platten Lande zumest approbirt Aerzte garnicht zu haben seien. Uebrigens aber ge- höre die Regelung dieser Frage garnicht in das Krankenkas- sengesetz, sondern in die Gewerbeordnung.

Zwei Anträge Auer liegen vor, die Krankenunterstützung bereits vom Tage der Erkrankung ab zu gewähren und die Dauer dieser Unterstützung von 13 Wochen auf 1 Jahr zu ver- längern.

Abg. **Suhl** (natlib.): Was die Aerzte anlange, so glaube er, daß es bei den Aerzten gerade ethische Gründe seien, welche sie veranlassen, Behandlung nur durch Approbirt zu wünschen. (Der Konkurrenzneid als ethischen Grund — wer leistet noch mehr?)

§ 6a. (Ortsstatutarische Ausnahme von der Unterstützungs- gewährung) enthält eine Bestimmung, daß einer Person, die im Laufe eines Jahres für 13 Wochen Krankenunterstützung erhalten hat, im Laufe des nächsten Jahres bei einer durch dieselbe Ur- sache entstandenen Krankheit auch nur für die Gesamtdauer von 13 Wochen Unterstützung zu gewähren ist, daß aber diese Unterstützung schon von dem Tage des Eintritts der Erkrankungs- unfähigkeit ab und für Sonn- und Festtage zu erfolgen hat.

Die Kommission schlägt dazu Zusatz vor, nach welchen gegen entsprechende Beiträge auch den Familienangehörigen der Versicherten die Einbeziehung in die Kassen-Behandlung zuge- standen werden kann, sowie für die gesammte ärztliche Behand- lung die Bestellung besonderer Kassenärzte, Apotheken, Kranken- häuser erfolgen kann mit Ausschluß der Honorirung aller Hilfs- leistungen seitens anderer Personen und Institute als von der Kasse bestellten.

Ein Antrag Auer will in § 6a den Ausschluß der Unter- stützung bei Krankheiten, welche durch schuldhaftige Beteiligung bei Schlägereien, durch Trunksüchtigkeit oder geschlechtliche Aus- schweifungen entstanden sind, streichen.

Abg. **Rebel** (Soz.) hält es für den Zweck des Gesetzes, die Kranken so rasch als möglich zu heilen und sie während ihrer Krankheit zu unterstützen ohne Rücksicht auf die Ursache derselben. In vielen Fällen wäre die Kasse nicht in der Lage, die Ge- währung der Unterstützung von dem Ausfall der Untersuchung über die Ursache einer Krankheit abhängig zu machen, da diese oft erst erfolge, wenn die Krankheit schon geheilt sei. Oft lasse es sich auch gar nicht erweisen, ob Jemand durch eigenes Ver- schulden z. B. in eine Schlägerei verwickelt gewesen sei. Im Falle ein Arbeiter in das delirium tremens verfallt, dürfe man doch seine arme Familie nicht darben lassen. Für besonders be- denklich hält Redner die Verweigerung der Unterstützung bei geschlechtlichen Krankheiten, da dann die Krankheit möglichst ver- heimlicht und dann erst recht gefährlich werden würde.

Abg. Dr. **Hirsch** (Dfr.): Höher als das individuelle Interesse der Personen steht das ethische der Klasse. (Garo Nr. 3.)

124. Sitzung. (Fortsetzung.)

Zu § 20 beantragt
Abg. **Spahn** (Dfr.) die Wiederherstellung der Regierungs-

vorlage, nach welcher nur „eheliche“ Wöchnerinnen Anspruch auf Krankengeld haben sollen, während die Kommission das Wort „eheliche“ gestrichen hat. Redner vertheidigt seinen Antrag mit dem Hinweis auf die gute Sitte, ein öffentlich-rechtliche Ver- tragsverhältnis dürfe nicht gegen die Sittlichkeit verstoßen. Die uneheliche Wöchnerin habe ja an und für sich Anspruch auf Alimention seitens des Verführers.

Abg. v. **d. Schulenburg** (Konf.): Die Ehre der ehelichen Wöchnerinnen würde beeinträchtigt werden, wenn man den unehelichen Krankenunterstützung gewährt.

Abg. **Rebel** (Soz.) sieht keinen Grund, die Kommission- fassung nicht anzunehmen, weil die Bestimmung über die un- ehelichen Wöchnerinnen weder in der Gemeindekranken-Ver- sicherung noch bei einem Theil der Hilfsklassen vorhanden sei. In vielen Hilfsklassen bestüben sie, und ihre möglichst weite Aus- dehnung sei durchaus wünschenswerth. Dem Abg. von der Schulenburg erwidert der Redner, daß in den Kreisen, in welchen die Sozialdemokratie am verbreitetsten sei, die Zahl der unehelichen Geburten am geringsten, dagegen umgekehrt gerade in den Landkreisen des Ostens am höchsten sei. Das stehe fest, daß die Sittlichkeit des Volkes heute weit höher sei als zu der Zeit, wo die Vorfahren der Herren auf der Rechten und im Zentrum noch das jus primae noctis hatten (Weiter!). Wir seien in dieser Beziehung vorwärts geschritten und nicht rück- wärts. Wie komme man dazu, wenn man eine uneheliche Ge- burt als ein moralisches Vergehen betrachte, die fakultative Unterstützung zuzulassen? Das sei doch ein Widerspruch. Eine eben solche Ungerechtigkeit sei es auch, alle Schuld hierbei auf die armen weiblichen Wesen abzuwälzen. Man müsse doch auch bedenken, daß nicht bloß eine Mutter, sondern auch ein Vater unehelicher Kinder vorhanden sei, der nur in den seltensten Fällen unter der arbeitenden Bevölkerung zu finden sei. Die uneheliche Arbeiterin leiste an Beiträgen eben so viel wie die eheliche, und es sei deshalb kein Grund zur Entziehung einer Unterstützung im Krankheitsfalle vorhanden. Eine Krankheit sei aber jede Niederkunft; das ergebe sich schon daraus, daß der Arzt den Wöchnerinnen anbefehle, zehn Tage im Bett zu bleiben. Die Unterstützung liege im Interesse der Erhaltung der Wöch- nerin wie des Lebens des Kindes. Oder wolle man die Sterb- lichkeitsziffer der unehelichen Kinder noch erhöhen?

Abg. v. **d. Schulenburg** bedauert, daß die „unqualifizir- bare Redensart“ vom jus primae noctis gefallen sei, welche die Sozialdemokratie draußen zu einer wüsten Agitation benutze.

125. Sitzung.

Interpellation Hise betr. Hebung des Handwerks.

Abg. **Hise** (Zentr.): Alle Versprechungen, dem Handwerk wieder zur Blüthe zu helfen, sind bis jetzt gescheitert. Welche Maßregeln will die Regierung nunmehr ergreifen? Es handelt sich um Regelung des Lehrlings- und Gesellenwesens und um Organisation des Handwerks.

Staatssekretär v. **Göttlicher** bespricht einige Handwerker- wünsch: Regelung der Verhältnisse der Konsumvereine, Ge- samsanarbeit, Submissionswesen, Abzahlungsgeschäfte, Haus- handel und ähnliche kleine Schäden. Die Hauptwünsche: den Beschäftigungsnothwendigkeit und die obligatorischen Innungen erklärt er für unmöglich. Dafür sollen Handwerkerkammern ein- gerichtet werden. Mit anderen Worten: „Ja, gute Leute, wir können euch kein Brot geben, viellecht könnt ihr aber diesen Stein gebrauchen.“ Die Rede schließt:

Die Niedergeschlagenheit im Handwerk über das Verhalten der Regierung ist nicht berechtigt. Ich bitte, sich gegenwärtig zu halten, daß ganz außerordentliche Schwierigkeiten in der Lösung dieser Frage liegen. Ich verneine mich lediglich darauf, wie in diesem hohen Hause die Gegensätze aufeinandergeplagt sind, und daß die Regelung der Interessen des Handwerkerstandes keine vollste Aufgabe ist, sondern dabei alle möglichen anderen In- teressen, namentlich die der Großindustrie berücksichtigt werden müssen. Die Aufgabe einer weisen Staatsregierung ist es, diese Interessen dahin auszugleichen, daß ein jeder Erwerbstand im Lande seine Rechnung dabei findet. (Beifall links.) Ich hoffe, daß wir zu einer solchen Organisation des Handwerks kommen und daß dann das Handwerk auch weiter eine Stütze für Thron und Vaterland sein wird, daß es sich fern halten wird von der Befürchtung, daß der Handwerkerstand sich sozialdemokratischen Anschauungen anwenden werde. (Rufen bei den Sozialdemo- kraten.) Ich hoffe, daß dann der goldene Boden, den das Handwerk früher bebaut hat, ihm auch ferner erhalten bleiben wird.

Es nützt eben alles nichts, das Handwerk geht zu Grunde, und eine Bourgeoisie, wie die deutsche, wird sich hüten, den Leuten außer Worten etwas anderes zu geben.

Abg. **Ebert** (Dfr.): Wie die Herren vom Bundesrath- stiche habe auch ich als Vertreter der Reichshauptstadt die Ver- handlungen der Handwerkerkonferenz angehört, bei welchen er- klärt wurde, ohne obligatorische Innungen und ohne Be- schäftigungsnothwendigkeit sei das Handwerk überhaupt verloren, und die Handwerker müßten sich überlegen, ob es nicht besser sei, zur Opposition überzutreten. Diese Erklärung ist für die Vertreter des Handwerkerstandes gewiß sehr demüthigend. Der goldene Boden des Handwerks besteht eben noch so wie früher. (Schade, daß ihn diese verblendeten Handwerker gar nicht sehen wollen!)

Abg. **Grillenberger** (Soz.): Es fällt uns nicht ein, das kleine Handwerk vernichten zu wollen. Das kleine Handwerk muß ganz von selbst zu Grunde gehen, weil es gegen das große Kapital nicht aufkommen kann. Mit solchen Palliativ- mitteln, wie sie in den Innungsbestrebungen enthalten sind, werden Sie den Untergang des kleinen Handwerks nicht aufhalten. Je mehr Sie verfehlte Mittel anwenden, desto mehr werden Sie das Handwerk in das Lager der Sozialdemokratie treiben. Die kleinen Handwerker müssen ja einsehen, daß ihnen nicht anders geboten werden kann, als durch eine Verstaatlichung der Produktion. Wo Sie für das Handwerk Vortheile haben wollen, berufen Sie sich auf die kaiserliche Vorkass. Als es sich aber im vorigen Jahre um den Arbeiterschutz handelte, a leichete die Bourgeoisie einen hartnäckigen, geradezu majestätsbeleidigenden Widerstand gegen die kaiserlichen Erlasse. Wir haben nichts gegen die Gründung von vernünftigen Handwerkerkammern; aber wir fordern dann auch die Bildung von Arbeiterkammern.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,

verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosze Abschlässe mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten er- möglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren

zu sehr billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: J. B. J. Cimm, Berlin. — Verleger und Drucker: **Mauer & Dimnick**, beide in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Meerscham-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: **Portraits** bewährter sozialistischer Führer (**Kassale, Marx u. A.**), in **Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlipsnadeln, Manchettenknöpfen, Stöcken und Brochen, Hüften.** en gros. en detail.

B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von

J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1,

(in der Ecke bei der Rantesselfstraße).

Bekannte Preise. Auch Versandt.

Pünktlich und gut.

Telephon-Nr. Amt IX, 9482.

Allen Freunden und Genossen zur Nach- richt, daß ich

Kottbuser Damm 2-3

ein

Weiß- und Bairischbier-Pokal

eröffnet habe.

Zimmer mit Piano steht zur Verfügung.

Richard Niemetschek.